

# Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Das neue Griechenland. Von Adolf Gelber . . . . .	448
Romanismus. Von Karl Jentsch . . . . .	449
Bayern. Von Wenzel, Dalhinger, Driesmann, Gaebler, Stegemann . . . . .	453
Staatslotterien. Von Cadon . . . . .	482
Ein Räuber, der Buße that. Von Oia Hanffon . . . . .	496
Der Kriegsketz . . . . .	470

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1911.

Abonnement pro Quartal M. 5.—, pro Jahr M. 20.—. Unter Kreuzband bezogen M. 5.65, pro Jahr M. 22.60. Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20.  
Man abonniert bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und bei der Expedition **Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3 a.**

# Peters Union- Pneumatik

## **D. Rosell** Ballenstedt-Harz **Sanatorium**

für Herzleiden, Adernverkalkung, Verdauungs- und Nierenkrankheiten, Frauenleiden, Fettsucht, Zuckerruhr, Katarrhe, Rheuma, Asthma, Nervöse und Erholungsbedürftige.

Diätische Anstalt mit neuerbautem höchster Vollendung und Vollständigkeit. Näheres durch Prospekte.

**Kurmittel-Haus** für alle physikalischen Heilmethoden in

herrliche Lage.

100 Betten, Zentralheizg., elektr. Licht, Fahrstuhl. Stets geöffnet. Besuch aus den besten Kreisen.

herrliches Klima.

# Sekt Graeger Gold

## **Hotel Esplanade** **Berlin** **Hamburg**

Zwei der vornehmsten Hotels der Neuzeit.

## **Künstler-Klause Carl Stallmann** **Jägerstrasse 14.** Pilsner Urquell.

## **Restaurant Central-Hôtel.** Täglich Konzert **Franz Tegge-Schmidt**

**II FRANZÖSISCHER II**  
**COGNAC PRUNIER**  
VORNEHMSTE MARKE



Berlin, den 30. September 1911.

## Das neue Griechenland.

Hochverehrter Herr Harden!

Sie haben so oft für Griechenland das Wort ergriffen und ihm die lebendige Theilnahme Ihrer Leser zugewendet, daß Gabriellidis nicht Unrecht hat, wenn er Sie Den nennt, der in Europa am Meisten die Griechen zum Selbstgefühl und zur Selbstachtung aufruft und sie stark und entschlossen sehen möchte. Das läßt mich hoffen, daß Sie vielleicht auch meinen Zeilen Raum geben werden, die zeigen, wie sehr und warum Griechenland den Frieden wünscht und wie die Türkei es ihm lohnt.

Als vor ein paar Monaten ein vornehmer Grieche mit einem türkischen Minister über den Völkerstreit sprach, sagte der Minister, nachdem er den Worten des Gastes eine Weile zugehört hatte: „Ihr Griechen seid alle so gute Redner.“ Der Gast erwiderte: „Redner reden, ich aber bringe sprechende Thatsachen und Beweise, daß bei uns Niemand den Krieg will.“ Der Minister antwortete: „Ja, ganz so sprachet Ihr 1897. Da wollten die klugen und klaren Köpfe bei Euch auch keinen Krieg; und doch kam es zum Schlagen, weil der öffentliche Geist bei Euch danach rief.“ Das ist richtig. Doch dieser Wahnsinn der öffentlichen Stimmung ist in dem Griechenland von heute nicht mehr zu finden und gerade in der Periode der letzten orientalischen Umwälzungen war in Delegationen, Kammern und Reichstagen zu hören, daß man Griechenland als ein konservatives und dem Frieden ergebenes Element einschätzen dürfe. Wer einen kleinen Staat zur Ordnung rufen will, pflegt kurz zu sein und die Worte nicht behutsam zu wählen. Fürst Lobanow und Graf Soluchowski haben nach Mürzsteg nicht viel Zeit an die Suche nach delikaten Umschreibungen verloren, wenn sie mit Serbien,

Bulgarien oder Griechenland unzufrieden waren. Ich glaube kaum, daß Graf Aehrenthal und Herr von Kiderlen zimperlicher in ihren Griffen sein würden; und sie haben Griechenland zwar nicht gelobt, aber auch nicht getadelt. Weil es Kretas wegen mehr in die Sphäre der Westmächte gehöre, in die der Kluge sich jetzt nicht mit einem Hauch einmischet? Vielleicht; aber wahrscheinlich doch auch, weil ihnen bekannt ist, daß Griechenland heute eben so wie Rumänien zu den Friedensstützen im europäischen Südosten gehört.

Merkwürdig ist, wie gern man bei uns noch heute an veralteten Urtheilen über fremde Dinge festhält. Mag die Welt sich hundertmal umgedreht haben: die Anschauung von vor dreißig Jahren ist geheiligt. Niemand kümmert sich darum, was in der Zwischenzeit aus Griechenland geworden ist. Damals war es vollständig ruinirt und hatte ein Ugio, das bis zu siebenzig Prozent stieg; es konnte keine rechte Polizei mehr halten, mußte die Feuerwehren auflösen und ihren Dienst von den ungeübten Rekruten einer Armee versehen lassen, die, weil überall gespart werden mußte, oft sogar nicht einmal ihre Reserven zu den Waffenübungen berief. Der Staat hatte kein Geld, keinen Kredit, keine Marine, keinen Handel; wenn die Korinthenenernte schlecht war, wußte man nicht aus noch ein. Ich war einmal nach einer solchen Mißernte unten und sah, wie die verheißene Vollendung des Korinther-Kanals verschoben wurde und Bahnbauten, Hausbauten, selbst Häuserreparaturen stozten; der Geldmangel war so arg, daß mein österreichischer Gulden beinahe für zwei galt. Ich fragte: Was wollt Ihr thun, um aus dieser verzweifelten Situation herauszukommen? Man hob die Achseln. In der Kammer wurden Reden gehalten, die ich nicht verstand, weil ich nicht Griechisch spreche, die aber am Ende offenbar auch das griechische Volk nicht verstand. Seitdem ist Manches anders geworden. Wie wäre sonst die einzigartige Erscheinung zu erklären, die sich das Ereigniß von Gudy nennt und deren symptomatische Bedeutung sich nicht wegdisputiren läßt? In Spanien oder anderwärts folgte auf ein militärisches Pronunziamento stets die Versicherung, daß man den Staatsstreich im öffentlichen Interesse gemacht habe; und private Interessen bewirkten dann die Einsetzung einer militärischen Diktatur. Und nun hatte auch Griechenland seinen Staatsstreich. Oberst Zorbas rief dem Parlament zu: „Weil Du Deine Pflicht nicht thust, muß die Armee eingreifen.“ Und da sahen wir eine doppelte Merkwürdigkeit. Fast das ganze Volk war zwar von der gewaltsamen militärischen Einmischung betroffen, sympathisirte aber eigentlich mit der Bewegung; denn seit Langem hatte es selbst gerufen: „Parlament, Du mußt anders wer-

den!“ Die andere Merkwürdigkeit war, daß die Armee, die mit etwas Machiavellismus sich oben halten konnte, diesen Versuch gar nicht erst machte. Während die Armee des Achtzehnten Brumaire und die Parlamentsarmee Cromwells alle Freiheiten vernichtete, erklärte diese gegen das Parlament gewaffnete Armee, ohne durch Volksbewegung und flammende Proteste genöthigt zu sein, daß sie ihrer Einmischung eine Grenze setze: die Nationalversammlung; die allein solle, als oberste gesetzliche Gewalt, entscheiden, was zur Verhinderung der Wiederkehr eines solchen rein rhetorischen und unfruchtbaren Parlamentarismus nöthig sei. Daß die Armee wirklich Alles für die Nation und nichts für sich verlangte, beweist ihr Wunsch, für die Zukunft aus jeder politischen Rechnung gelassen zu werden. Und was sie gewünscht hatte, geschah: die revidirte Verfassung erklärte die Offiziere, die bisher wählbar gewesen waren, für unwählbar. (Vielleicht hätten die jungtürkischen Offiziere ihrem Lande auch mehr genützt, wenn sie sich nach dem gelungenen Werk rasch wieder von der Politik zurückgezogen hätten, um nur Soldaten des Vaterlandes zu sein.)

In Griechenland ist also doch Manches möglich, was den versteinerten Vorstellungen von anno Dazumal widerstreitet, und namentlich zeigt das Wort vom „undisziplinirten Volksgeist“ und vom „mangelnden Staatsinn“, wie wenig der Sprecher das Land kennt. Der Westländer denkt an die Szenen, wo im athener Parlament die Abgeordneten thätlich und sogar mit Revolvern gegen einander lösgingen (was übrigens auch näher dem Meridian von Greenwich vorgekommen sein soll). Die Kundigen in Europa wissen, daß man heute ein anderes Griechenland vor sich hat. Den Griechen wird immer, wenn man sie recht höhnen will, der unglückliche Krieg von 1897 vorgehalten; leicht ist aber zu erweisen, daß sie aus diesem Kriege gelernt haben. Erstens: daß nur ein Starke den Krieg gegen die Türkei wagen kann, die noch heute über große Machtmittel verfügt. Griechenland kann mit seiner Armee einsteilen der Türkei nichts Ernstes anhaben. Was also soll es thun? Gesellt es sich den Osmanenfeinden, so hilft es vielleicht einer noch gefährlicheren Großmacht nach Konstantinopel. Soll es wünschen, Rußland in Konstantinopel zu sehen oder beim Legen der Schienen mitzuhelfen, auf denen das junge Bulgarien bequem ans Goldene Horn gelangen kann? Bulgarien am Bosphorus: Das wäre für Griechenland wieder der Krieg. Und Griechenland in Konstantinopel? Daran haben nicht einmal 1897 die Chauvinisten gedacht.

Ich sprach einmal mit einem griechischen Minister über diesen Punkt. Er sagte (und mir schien es logisch): „Die türkische Haupt-

Stadt ist von mindestens fünfhunderttausend Griechen bewohnt. Da konnte doch, nach berühmtem Muster, 1897 in der griechischen Masse einmal das nationale Gefühl überschäumen und einen Putzsch, eine Demonstration wagen. Doch sie blieb ruhig und dem Sultan treu. Warum? Aus Angst vor den von Abd ul Hamid damals zurückgehaltenen Gardes? Chios, Mytilene, Rhodus, die auch von Griechen bewohnt sind, hatten keine Gardes und blieben dennoch ruhig; und zwar nicht etwa aus Feigheit. Denn die Behauptung ist falsch, daß der Hellene gar so sehr das Sterben scheue. Nehmen Sie die Bardenkämpfe; ich mag sie nicht, denn sie sind gräßlich wild und bestialisch; aber sie lehren die Thatsache, daß auch der Grieche zu sterben weiß. Als Griechenland damals Krieg führte, sah es leichter erreichbare Ziele vor sich; und wenn die türkischen Griechen damals dem Sultan die Treue hielten, so ist auch damit nur bewiesen, daß der Grieche kein Träumer mehr ist und nicht an die Vernichtung der Türkei denkt. Geht es um Kleinigkeiten, um ein paar Quadratmeilen, dann wird uns Europa nach einem verlorenen Krieg vielleicht wiederum helfen. Aber Konstantinopel? An den Fingern läßt sich abzählen, was Europa dann sagen wird. Wenn Konstantinopel heute frei wäre, würde man es morgen internationalisiren und weder diesem noch jenem Besitzer anvertrauen. Das wäre mithin eine Überkennung für ewige Zeit. Da ist die Türkei noch immer der willkommenste und bequemste Nachbar. So denkt die ganze Nation. Griechenland braucht innere Stärkung: also Frieden.“

Ich kann diese Annahme nur bestätigen. Aus dem Mund aller Griechen, mit denen ich sprach, hörte ich ähnliche Sätze. Ueberall in den europäischen Gebieten der Türkei schäumt und gährt es; nur auf den griechischen Inseln giebt es keine Revolution. Hellas begrüßte den Umschwung in der Türkei mit aufrichtiger Freude; und selbst als die Jungtürken mit den selben Mitteln wie Abd ul Hamid die Auffaugung der anderen Nationalitäten zu betreiben anfingen, blieb Griechenland auf seiner Linie; weil die fünf Millionen Griechen, die auf türkischem Boden leben, in den Interessen ihres Handels, ihrer Schifffahrt, ihrer Schulen und Kirchen geschützt werden, so lange das Mutterland mit der Türkei auf gutem Fuß blieb. Nicht leeres Geklunker war's denn auch, sondern ernst gemeinte Absicht, wenn kluge griechische Politiker immer wieder sagten, die beste Politik wäre für ihre Heimath ein Trug- und Schutzbündniß mit der Türkei. Die glaubt ihnen leider nicht und macht ihnen das Leben so schwer wie möglich.

Hier darf ich wohl auch ein Wort über den König Georg sagen. Seine Stellung ist anders als die der meisten europäischen Monar-

chen und die Lage des Landes verlangte und verlangt von ihm auch andere Tugenden. Bei uns können Könige und Kaiser viel Persönlichkeit und sichtbare Initiative zeigen; wären sie zu stetig geräuschlosem Handeln genöthigt, dann würden auch sie auf blendende Wirkung verzichten und den Eingriff ihrer Hand nicht merken lassen. Was war in dem unglücklichen kleinen Staat, der in den achtzig Jahren seines Bestandes einen so harten Leidensweg durchmachen mußte, die Aufgabe des Herrschers? König Georg hat früh begriffen, daß sich mit Gefühl und Elan in Europa heute nichts durchsetzen läßt. Die Bulgaren hatten es leicht, zu einem geachteten Staat zu werden; Rußland socht, Rußland blutete für sie, setzte sie aufs Pferd und lehrte sie reiten; und als sie mit ihren Aspirationen auszugreifen angingen, nahm es auf Schritt und Tritt für sie Partei. König Georg hatte es nicht so gut. Ihm übergab man ein Griechenland mit zerstücktem Kopf und amputirten Gliedern, einen Torso, der in gar keiner Weise lebensfähig war. Und ohne große Armee, ohne materielle Hilfe, ohne Ermuthigung und wirklichen Rückhalt von irgendeiner Seite sollte er nun das Land leiten, das rasche Früchte verlangte, und zu der Erkenntniß bringen, daß schon viel ist, wenn man in solcher Verlassenheit nur bessere Lebensmöglichkeiten erwirkt. König Georg kam durch das verschwägerete England auf den Thron, das ihm als Brautgeschenk die Ionischen Inseln mitgab; nachher aber ließen ihn alle Verwandten im Stich, bis zuletzt, wo ein König dem anderen das feierlich, von Mann zu Mann, gegebene Versprechen nicht hielt und Georg, wie vor ihm ein anderer Prinz von Dänemark, stöhnen konnte: „Mein Oheim! O mein prophetisches Gemüth!“ Er aber stöhnte nicht, sondern wußte, daß Griechenland nur auf seine eigene Klugheit rechnen dürfe. Ohne Schwertstreich setzte er durch, daß Griechenland vom Berliner Kongreß doch wenigstens Thessalien heimbrachte und daß 1897, trotz der erlittenen Niederlage, Kreta die geänderte Stellung mit dem Prinzen Georg als Generalgouverneur erhielt. Viel Geduld und Muth, viel täglich in stillen Kämpfen sich verzehrende Kraft und Initiative war nöthig und thätig, um, ohne die Welt draußen es ahnen zu lassen, zu dämpfen, zurückzuhalten, die Geister an die nüchterne Abschätzung der gegebenen Kräfte und Verhältnisse zu gewöhnen und ihnen vors Auge zu führen, daß die Türkei in Europa noch lange nicht ausgespielt hat und Griechenland sich drum gut mit ihr stellen müsse.

König Georg hat auch erkannt, daß Griechenland, um zu Kraft zu gelangen, sein Wirthschaftsniveau heben müsse. Und mit dieser Erkenntniß hat er viel erreicht. Einst ein Agio von sechzig bis sie-

benzig Prozent, keine Schiffe, keine Frachten, kein Handel; in den Häfen werden nur die Mäwen bewundert und in den Straßen der Städte sieht man, neben echten oder falschen Tanagrafiguren, nur Plunder und werthloses Zeug. Heute rangirt der Hafen von Piraeus beinahe in gleicher Höhe mit Marseille und Genua; die Handelsmarine hat sich verzwanzigsfacht und Triest ist überflügelt. Eine kleine Statistik mag die Beweise liefern.

Im Hafen von Piraeus liefen ein:

	Dampfschiffe	Tonnengehalt
Im Jahr 1902	1 397	1 958 000
1910 aus dem Ausland: 3 008	} = 4 575	4 009 576 } = 4 631 297
aus dem Inland: 1 567		

(In Triest betrug 1908 die Tonnenzahl der Schiffe: 3506293.)

Die Handelsmarine Griechenlands hatte an Dampfschiffen:

im Jahr 1883	. . . . .	24 000	Tonnen
" "	1892	. . . . .	60 000 "
" "	1901	. . . . .	143 000 "
" "	1910	. . . . .	556 000 "

(Die Handelsflotte Oesterreich-Ungarns hatte 1908: 447786 Tonnen.)

Wechselfurs:

1894	. . . . .	187
1898	. . . . .	160
1906	. . . . .	117
1910	. . . . .	99¼

Die Einnahmen der griechischen Eisenbahnen (etwa 1250 Kilometer) betragen:

1898	. . . . .	9 453 000	Drachmen
1908	. . . . .	13 174 000	"

Die Bankdepots betragen:

1898	. . . . .	83 907 000	Drachmen
1908	. . . . .	251 611 000	"

Und da sollen die Griechen einen Krieg wünschen? Mehr als die anderen Nationen im Mittelmeerbecken sind sie gewöhnt, im Gefühl ihrer ideellen Einigung ruhig die Möglichkeiten der Zukunft abzuwarten, ohne sich in Kummer zu verzehren, weil es an einer territorialen Einigung fehlt. Sie sitzen in Konstantinopel, Smyrna, Alexandrien, Marseille, Triest: und kein Vernünftiger wird glauben, daß sie an die Eroberung all dieser Städte denken. Gar so sichtbar geht der Geist Alexanders unter ihnen nicht um. Auch Kreta darf sie nicht in einen Krieg drängen. Aus den langen Revolutionen ist der Insel nur die bitterste Noth zurückgeblieben. Die kann sie jetzt überwinden. Und inzwischen wird auch die Türkei einsehen, wie nützlich ihr ein Ausgleich mit Griechenland wäre.

Wien.

Adolf Geiber.





## Romantismus.

Ernest Seillière gehört zu den französischen Patrioten, denen der sittliche Zustand ihres Volkes Besorgniß einflößt. Als systematisch-scholastischer Kopf strebt er, möglichst viele Erscheinungen einem einzigen Begriff unterzuordnen. Er hat vier Bände biographischer Studien unter dem gemeinsamen Titel „Philosophie des Imperialismus“ veröffentlicht und die Uebel, die er bekämpft, in das Wort Romantismus zusammengefaßt. Der erste Band ist Gobineau gewidmet, als dem Vertreter des Rassen- und Rassenimperialismus. Der Verherrlicher der blonden Rasse und des Aristokratismus ist natürlich den meist schwarzhaarigen Franzosen, die noch dazu in der Theorie begeisterte Demokraten sind, ein Fremdling und wird darum in Frankreich weniger gelesen als in Deutschland. Seillière aber warnt seine Landsleute davor, die Phantasien eines Dilettanten (die sie in Gobineaus Hauptwerk zu erkennen glauben) zu leicht zu nehmen; diese Phantasien seien, wenn auch nicht die einzige Quelle, so doch eine der Quellen einer gewaltigen und für Frankreich gefährlichen Strömung. Der zweite Band behandelt Friedrich Nietzsche; er zeigt, wie der große Aphoristiker zwischen seinen zwei Göttern, Dionysos = Naturtrieb und Apollo = Vernunft, hin und her geschwankt hat, dabei jedoch mit der Wellenlinie seiner Entwicklung einen Kreis schlug: denn er, der von Dionysos ausging und an Apollo vorbeiraste, endet im dionysischen Taumel. Schwärmern sind diese beiden Bände zu empfehlen, weil darin die beiden Heroen mit kühlem Spott behandelt werden. Der dritte und der vierte Band führen uns Persönlichkeiten vor, die zu unbedeutend oder zu oft geschildert worden sind, um noch lebhaftes Interesse zu wecken. Im dritten Band wird „Der demokratische Imperialismus“ an Hobbes, Boulainvilliers, Mandeville, Rousseau, Proudhon und Karl Marx, im vierten „Die romantische Krankheit“ (diese beiden Bände hat Herr von Oppeln-Bronikowski deutsch herausgegeben) an Fourier und Beyle-Stendhal demonstrirt. Die beiden Begriffe fließen ineinander und werden manchmal auch romantischer Imperialismus genannt. Die demokratische Verirrung, „der Romantismus der Armen“, geht von dem Glauben an die natürliche Güte der Menschennatur aus, den Rousseau predigte, und erklärt die Zügelung der Massen durch Kirche, Staat und überlieferte Sitten für überflüssig, sogar für schädlich. Der „Romantismus der Reichen“ nimmt die Freiheit von dem Zwang, den die Autoritäten auferlegen, nur als ein Vorrecht der durch Geburt oder Genie Hervorragenden in Anspruch und äußert sich als Geniekult, Persönlichkeitkult, ironische Behandlung

der schlechten Wirklichkeit, Dandhythum, l'art pour l'art-Theorie, Uebermenschenhum. Eine unter dem Titel Introduction à la Philosophie de l'Impérialisme erschienene Sammlung von Essays schließt diese Reihe von Veröffentlichungen.

Zur Erholung von seinen umfassenden Studien hat dann Seillière zwei kleinere Bücher herausgegeben und seine Theorie noch einmal beleuchtet: durch die Doppelbiographie Henri et Charlotte Stieglitz, une tragédie d'amour au temps du Romantisme, und durch das Leben und Schaffen des Nobellisten und Kritikers Barbey d'Aurevilly. Ich weiß zu wenig von der französischen Belletristik, um beurtheilen zu können, ob Barbey (1808 bis 1889) so wichtig ist, daß man deutschen Lesern zumuthen darf, sich mit ihm zu beschäftigen. Seillière läßt ihn in jüngeren Jahren die Stadien eines das Verbrechen verherrlichenden Byronismus, des Dandhythums und des Stendhaliismus durchlaufen. Das Dandhythum, das damals der arbiter elegantiae des Prinzen von Wales, George Bryan Brummel, vertrat, definiert Seillière als le culte romantique (ich finde gar nichts Romantisches dran) du Moi, l'égotisme si bien fondu avec le mysticisme esthétique (finde auch am Aesthetenthum nichts Mystisches), ou religion de la beauté, que désormais le Moi lui-même devient l'œuvre d'art dont le dandy mettra tous ses soins à façonner le galbe parfait, pour l'imposer ensuite à l'admiration, aux soumissions de ses contemporains. Das praktische Dandhythum ward Barbey durch eine bittere Erfahrung empfohlen. Schon in der Kindheit hatten die Eltern seine starke Eigenliebe dadurch tief verwundet, daß sie ihn häßlich fanden; seitdem bot er alle Künste auf, sich zu verschönen.

Nach tollen Orgien, gelebten und geschriebenen, bekehrte er sich. Nichts Besonderes in einem katholischen Lande. Die Triebkraft zur Bekehrung ist immer die selbe, die in Beziehung auf das fromme Frauengeschlecht ein bekanntes unhöfliches Sprichwort andeutet. Der junge Genie-Gott hat das Leben so gründlich genossen, daß ihm der Genuß zum Ekel wird und daß ihm der mißhandelte Leib Weh verursacht; er erkennt, daß er kein Gott, sondern nur ein armes Menschenwürmlein ist, und aus dem physischen entwickelt sich der moralische Katzenjammer. Man halte mir nicht Augustinus entgegen. Die Größe, zu der sich dieser Befeuerte erhob, ist in der Weltgeschichte einzig; daß er aber als Jüngling und junger Mann den Geschlechtstrieb so stark emp;...d, wie es das afrikanische Klima mit sich bringt, und daß er ihn auf normale Weise befriedigte, darin lag weder Etwas von krankhafter Romantik noch von angeborenem Laster: Augustin gehört nicht in diese Spitalgesellschaft. Den nach Bekehrung Dürstenden gewöhnlichen

Schlagers fehlt es niemals an hilfreichen Liebhabern der Seelen. Für Barbey waren es: ein treuer Freund, ein Bibliothekar, der ihm bei der literarischen Arbeit werthvolle Dienste zu leisten pflegte und der gläubig geblieben war, und ein Bruder, der sich vor ihm befehrt hatte. An literarischen Führern fehlte es den nach der Kirche Hinstrebenden im damaligen Frankreich auch nicht; Barbey wählte De Maistre und Bonald. Die paßten ihm für seine besonderen Zwecke. Der Mensch handelt fast niemals unter dem Antrieb eines einzelnen und einzigen Beweggrundes; am Wenigsten kommt Das bei komplizirten Naturen vor. Hühsmann und Andere sind von den Schönheiten des Kultus in die Kirche gelockt worden; Barbey wurde vom Ehrgeiz getrieben. In der Literatur hatte er keinen Erfolg. Das gab seiner Eitelkeit den Gedanken ein, daß er zu Größerem berufen sei, und er warf sich auf die Politik. Als zügelloser Aesthet kann man nicht Staatsmann sein. Er will sich also diszipliniren lassen; Kirche und Beichtvater sollen ihm diesen Dienst leisten. Und der Katholizismus empfiehlt sich ihm auch noch von einer anderen Seite her. Das Bürgerkönigthum neigt sich dem Ende zu, neue Männer werden gebraucht, die legitimistische Opposition hat Aussicht auf Erfolg: und so stürzt er sich als frommer Legitimist in den Kampf.

Der Glaube an seine Befähigung zur Politik und die Voraussicht der Ereignisse erwiesen sich als Täuschungen. Da schien denn die Frommheit immerhin noch Ersatz für begrabene Hoffnungen zu verheißen. Kann ich, schreibt er an den Freund, keinen Staat regiren, dann wenigstens einen Klosterorden. Er will als Kapuzinergeneral und Kardinal das Dogma, die Kirchenlehre, die Politik des päpstlichen Stuhles leiten und nach seiner Fassung ein Heiliger werden. Auch zum Ordensgeneral, Kardinal und Kirchenlicht hat er's nicht gebracht; aber ein wunderlicher Heiliger ist er geworden. Eine Weile zügelte er die Phantasie, um seinen Katholizismus nicht gar zu arg zu kompromittiren; bald aber ging sein Naturell wieder mit ihm durch und er schrieb so unerbaulich, wie schon manche Titel seiner Schriften verrathen. Seillière spricht viel von seinen zwei Seelen: der normannischen (sein Vater war ein Krautjunker im Cotentin) und der pariserischen, der katholischen und der romantischen, behandelt diese beiden Seelen als etwas seinem Helden Eigenthümliches und zeigt, wie Barbey bemüht gewesen ist, sie mit einander in Harmonie zu bringen. Doch solcher Kampf und solche Kompromißversuche sind etwas Allgemeinmenschliches und Alltägliches. Die antike Philosophie und die Gnostiker haben die beiden Seelen pneuma und psyché, verus und falsus Geist und Fleisch, Goethe Faust und Mephisto, Niessche Apollon

und Dionysos genannt; und der gemeine Sprachgebrauch stellt die Vernunft oder Pflicht und Gewissen den Begierden und Leidenschaften gegenüber. Die Schilderung der Leidenschaften, behauptet Barbey, ist moralisch, wenn sie tragisch ist, wenn sich also das Laster erbricht, die Tugend aber sich zu Tische setzt. Zur Vertheidigung Baudelaires, dem seine „Fleurs du mal“ eine Anklage zugezogen hatten, schreibt er: „Das ist freilich Gift; aber das Gift wird in einer wunderschönen Schale dargeboten und es ist so stark, daß es nicht schaden kann: der Genießende giebt es sofort wieder von sich.“ Einmal beruft er sich auf Mithridates, der sich durch allmähliche Gewöhnung an Gift immun gemacht hat. Dem Begriff des Katholizismus giebt er eine so weite Fassung, daß sein „Romantizismus“ drin Platz findet: wo Schönheit, da ist Katholizismus. Die Schönheit entschuldigt Alles: *La beauté vaut la vertu*. Einen seiner getreuen Jünger rühmt er ob der unbefleckten Weiße seines Seeelenkleides; sein eigenes sei voll von Flecken; aber auch diese Flecke wirken ästhetisch: „Ich bin ein prachtvoller Leopard.“ Er giebt schließlich zu, daß unsere großen Dichter verrückt und entartet seien; sagt aber, Das gelte vom ganzen Menschengeschlecht unserer Tage und durch diese Gleichheit im Elend werde die Distanz zwischen dem Philister und dem himmelhoch über ihm schwebenden Genie nicht um's Mindeste verringert.

Mit dem Gott und dem Teufel, die einander in seinem Busen bekämpfen, macht er sich viel zu schaffen. Schließlich glaubt er, daß Beide identisch seien, und will in der Hölle nur einen umgestülpten (en creux) Himmel sehen. Der ruhige Norddeutsche von heute inkommodirt die überirdischen Mächte nicht zur Regelung oder Erklärung seines Alltagslebens, sondern sieht die Sache nüchterner an. Alkohol und Menschenschönheit sind wie Kirsch und Weintrauben gute Gaben Gottes, die man, wenn man sie haben kann, mit Dank gegen Gott genießen soll, aber mit Maß und Verstand und ohne Verletzung der Rechte Anderer. Wird nur der Mensch von Jugend an gewöhnt, den wilden Burschen Dionysos durch das Licht der Vernunft zu zügeln, so verläuft das Leben ohne aufreibende Seelenkämpfe. Dabei kommt dann freilich ein Philister heraus; aber auf dem Philisterium beruhen die Gesellschaftordnung und der Staat. Die Poesie allerdings, die der bis zum Orgiasmus gesteigerten lyrischen Stimmungen und der dramatischen Konflikte bedarf, fährt besser bei der religiös-mystischen Auffassung des Lebens. Doch kann man sogar mit Besonnenheit und Selbstzügelung noch ein leidlicher Dichter werden, wie Goethe beweist, den auch Seillière seiner Selbstzucht wegen preist; wie er denn überhaupt die nordischen Nationen schätzt, weil sie durch Familien-

zucht und christliche Moral den „Romantismus“ zügeln. Uebrigens gesteht Seillière selbst, daß man die Reden eines Barbey nicht zu ernst, nicht sämmtlich als getreuen Ausdruck einer tiefen Ueberzeugung nehmen dürfe; viel bloße Literatur sei dabei. Eine gerichtliche Verfolgung hat ihn berühmt gemacht; und man wird ihm nicht Unrecht thun, wenn man vermuthet, daß er es darauf angelegt habe, durch Verletzung sittlicher Gefühle, durch Paradoxien, durch Selbstwidersprüche (manchmal predigt er auch Moral) Aufsehen zu machen. Als bei der Meldung seines Todes auf dem Standesamt nach dem Beruf des Hingeschiedenen gefragt wurde, soll ein Jünger Barbey's geantwortet haben: Mettez, Monsieur, qu'il était marchand de gloire.

Seillière hat die neuere deutsche Literatur gründlich studirt und nicht oft wird man einen Franzosen finden, der von den geistigen Strömungen Deutschlands so viel weiß.

Reisse.

Karl Jentsch.



## Anzeigen.

**Zur Psychologie und Ethik.** Zehn ausgewählte Abschnitte aus Wilhelm Wundt. Herausgegeben und eingeleitet von Dr. Julius A. Wengel. Leipzig, bei Philipp Reclam jun.

Die erste Entwickelungsstufe der Menschheit kennt nur ein Selbstsehen. Was ich mit Händen nicht greifen kann, betasten und hören und sehen, glaube ich nicht, urtheilt der naive Naturmensch. Und seine Naivetät, seine anschauliche Betrachtungsweise überträgt er von dem einzelnen Objekt auf die ganze Welt. Sie scheint ihm ja nur eine Vielheit der anschaulich geschauten Einheit. Sonne und Mond, die Gestirne, die ihre Bahn regelmäßig ziehen, Tag und Nacht, die regelmäßig mit einander wechseln, gelten dem Naiven zuerst als Götter, als erhaltende und ordnende Wächter des Unversums . . . Eines Tages, wie so viele andere Tage vorher, wandelte Thales aus Milet dem Meeresstrand zu. Weit dehnte sich hinter ihm die reiche Handelsstadt, in der man jezt um kostbare käufliche Güter feilschte. Einsam lag der weite Strand. Thales streckte sich in den Sand und sah auf die Meeresfläche hinaus. Er sah die Wogen anschwellen und versinken. Stunden lang wuchsen sie an und schlangen breite Streifen des Strandes in sich hinein; Stunden lang zogen sie sich beharrlich zurück und dann dehnte sich der Strand wohligh wieder aus. Nur ein Band hellglänzender Muscheln blieb als Erinnerung an die Meerfluth zurück. Seit Langem trug Thales in sich die Frage: Was liegt dem Unversum zu Grunde, was regelt und ordnet sein Ergehen und Vergehen? Und jezt sah Thales, wie das Meer, die Mutter der Wogen, die Mutter des Wassers

ihm antwortete. „Das Wasser“ liegt allem Sein und Werden zu Grunde: die Antwort nahm Thales vom Meer mit und von der Wolke, die am Horizont aufzog und von dem Kreislauf des Wassertropfens erzählte. Reicher als Krösus und der Weisheit näher als Solon, höher als seine beiden Zeitgenossen dünkte sich Thales in diesem Augenblick, als sich ihm aus der Anschauung heraus der Satz formulirte: „Das Prinzip, der Urgrund aller Dinge, ist das Wasser: aus Wasser ist Alles und in Wasser kehrt Alles zurück.“ Das kleine Erlebnis am Meeresstrand ist mehr als ein gelegentlicher Vorgang. Seine Bedeutung liegt darin, daß aus der realen Anschauung heraus eine Erkenntnis geschöpft wurde. Reale und ideale Anschauung bedeuten für das Problem der Weiterklärung die beiden Pole. Der Vertreter der realen Anschauung sieht das Prinzip aller Dinge in etwas Greifbarem, einer Materie; der Vertreter der idealen Richtung in einem Unstofflichen, etwas Geistigem. Diese zwei Grundanschauungen gehen vom Alterthum bis in die Neuzeit friedlich oder feindlich neben einander. Beide in Einklang zu bringen, ihre Gegenjählichkeiten zu versöhnen: Das versuchen die großen „Systematiker“ der Philosophie von Plato bis Kant und weiter. Wie Späters, so begann auch Wundt mit realen Erkenntnissen. Als Medizinstudirender vertiefte er sich in die Gehirn- und Nervenforschung und in vergleichend-anatomische Gebiete. Von diesen rein naturwissenschaftlichen Studien stieg er zu „sinnespsychologischen“ auf, die philosophische Hilfsmittel verlangten; einer Bethätigung, die in der Folge für ihn bedeutsam werden sollte. Die Namen E. H. Weber und Fechner bezeichnen auf dem Wege, den Wundt konsequent ging; erhe hatte voransteht. Was vorkonkretionelö öer ipren unterforschungen war, die Frage zu beantworten: „Wie weit ist es möglich, das Experiment für Vorgänge anzuwenden, die in die seelische Sphäre hineinreichen?“ Die reinen Naturwissenschaftler, die Physiologen kannten das Experiment längst; der entscheidende Schritt geschah, als Wundt das selbe Recht für die Psychologie in Anspruch nahm, um damit, zum Beispiel, das Wahrnehmungproblem zu erklären, das man früher zum Theil aus rein physiologischen Vorgängen erklären wollte. Die Worte Wundts „Sobald man einmal die Seele als ein Naturphänomen und die Seelenlehre als eine Naturwissenschaft auffaßt, muß auch die experimentelle Methode auf diese Wissenschaft ihre volle Anwendung finden können“, und die daran geknüpfte Hoffnung, daß mit der neuen Methode für die Psychologie ein gleicher Aufschwung bevorstehen möchte, wie ihn die Naturwissenschaften seit Galilei und Bacon erlebt hatten, fanden ihre glänzende Bestätigung in der neu aufblühenden Wissenschaft der experimentellen Psychologie. Freilich mußte der Gründer der neuen Wissenschaft von Leipzig aus, von wo aus er seinem Sondergebiete ein neues Reich zu erobern hatte, heftige Angriffe abschlagen. Man sprach von einer „Psychologie ohne Seele“ oder auch von einem „rohen Empirismus“, wobei man sich auch gern auf Kants klassischen Ausspruch stützte, daß die empirische Seelenlehre „jederszeit

von dem Range einer eigentlich so zu nennenden Naturwissenschaft entfernt bleiben werde, weil sich das Mannichfaltige der inneren Beobachtung nur durch bloße Gedankentheilung von einander absondern, nicht aber abgesondert aufbehalten und beliebig wiederum verknüpfen lasse". Diesen Einwürfen kann man sofort entgegenhalten, daß unser Seelenleben dem Experiment nur indirekt zugänglich ist. Die experimentelle Psychologie setzt bei den äußeren Sinnesreizen ein, aber sie sind nur Mittel zum Zweck; die damit erzielten Erscheinungen sind das Hauptächliche, aus denen sich Schlüsse in psychologischem Sinn ziehen lassen. Die Psychologie im Sinne Wundts sucht „Thatsachen der unmittelbaren Erfahrung, wie sie das subjektive Bewußtsein uns darbietet, in ihrer Entstehung und in ihrem wechselseitigen Zusammenhang zu erforschen". Ferner soll man bedenken, daß der alte Seelenbegriff bei Wundt gefallen ist, da man früher mit seiner Aufstellung ein Resultat vorweg nahm. Die exakte Einzeluntersuchung allein führt nach Wundt zur „Seele" hin und bietet die richtige Lösung. Dabei will „die sogenannte Psychologie ohne Seele keineswegs auf die Hilfe einer allgemeinen Hypothese verzichten, welche zur Verknüpfung des Ganzen und zur Erleichterung des Einzelnen dienen mag. Aber sie ist der Meinung, daß diese Hypothese dem Gebiet der psychologischen Forschung selbst zu entnehmen sei und daß sie daher nicht der Untersuchung vorausgehen, sondern ihr nachfolgen müsse". Wie Thales aus Milet vom Meer einst die Antwort empfing, verschmolz Wundt naturwissenschaftliche reale Erkenntniß mit geisteswissenschaftlichen, immateriellen Forderungen.

Leipzig.

Dr. Julius A. Wenzel.

**Die Philosophie des Als Ob.** System der theoretischen, praktischen und religiösen Fiktionen der Menschheit auf Grund eines idealistischen Positivismus. Mit einem Anhang über Kant und Nietzsche. Verlag von Reuther & Reichard in Berlin.

Dieses Buch habe ich geschrieben, als ich kaum fünfundschwanzig Jahre alt war, und gebe es nun erst, als fast Sechzigjähriger, heraus. So bin ich sein Verfasser und bin es doch eigentlich nicht mehr: denn heute hätte ich es nicht so schreiben können, mit allen den Mängeln und Vorzügen eines Jugendwerkes. Darum habe ich mich nur als den „Herausgeber" des Werkes auf dem Titel genannt und habe den „Verfasser" nicht genannt. Aber Alle, die mit meinen früheren Publikationen bekannt sind, können doch den Verfasser bald errathen. Ich sprach von ihm nicht; nicht, um ihn zu verbergen, sondern eben nur aus dem ästhetisch literarischen Grunde, weil es jedem Autor widerstrebt, ein Produkt, das vor einem Menschenalter entstanden ist, ohne Weiteres unter seinem Namen zu publizieren. Dem Werk war eigentlich die Rolle eines Opus postumum zugebacht; dann hätte es ein Anderer herausgegeben. Aber aus Gründen, die ich noch erörtere, habe

ich es selbst noch herausgegeben. Und was in dem Buch gesagt ist, verrete ich nicht nur als Herausgeber, sondern auch als Verfasser. Denn es deutet sich im Wesentlichen mit meinen heutigen Anschauungen.

Warum ich es nicht damals, als ich es schrieb (1876 bis 1878), publizirt habe? So bin ich in jüngster Zeit öfters gefragt worden. Weil mich äußere Umstände an dem Abschluß hinderten, weil äußere Umstände mir die Nothwendigkeit auferlegten, Arbeiten zu verfassen, die mir die akademische Laufbahn ermöglichten. So schrieb ich meinen Kantkommentar und Alles, was damit zusammenhängt; und daraus ergab sich dann mit einer gewissen logischen Nothwendigkeit die Begründung der „Kantstudien“ und der „Kantgesellschaft“. Das absorbirte den nicht allzu reichlichen Kraftvorrath vollständig neben der aufreibenden Amtsthätigkeit. So blieb das Jugendwerk liegen. Und gut ist, daß es liegen blieb, denn es wäre zu früh gekommen, man hätte es nicht verstanden; und ich hätte die schweren äußeren Folgen davon zu tragen gehabt: denn das Buch ist radikal, sehr radikal.

Das Buch nun doch noch selbst herauszugeben, dazu bewog mich eine seit etwa zwölf Jahren gemachte Beobachtung: der Geist der Zeit änderte sich so, daß man dem Buch nun Verständniß entgegenbringen konnte. Insbesondere sind es vier Momente, in denen diese Veränderung des Zeitgeistes sich bemerkbar macht: erstens der Voluntarismus, der besonders durch Wundt, Paulsen und Eucken den Sieg über den einseitigen Rationalismus davongetragen hat; zweitens die biologische Erkenntnistheorie, die durch Mach, Avenarius und Jerusalem begründet worden ist und durch welche die Erkenntnisfunktionen den Gesetzen aller Lebensprozesse unterworfen werden; drittens die Philosophie von Friedrich Nietzsche und seine Lehre vom bewußt-gewollten Schein, vom „Willen zum Schein“; viertens der Pragmatismus, der den traditionellen, intellektualistischen Wahrheitbegriff erschüttert hat und den praktischen Maßstab des Denkens und seiner Produkte einführt.

Mit diesen (und noch anderen, im Vorwort aufgezählten) Strömungen berührt sich „die Philosophie des Als Ob“. Sie lehrt, daß in Wissenschaft und Leben, in Kunst und Religion wir bewußt falsche Vorstellungen zu Grunde legen, durch deren Hilfe erst wir das Richtige erreichen. Sie zeigt, daß bewußte Fiktionen die Grundlagen unserer wichtigsten Wissenschaften bilden, so besonders der Mathematik, der Mechanik, der Physik, der Chemie, aber auch der Nationalökonomie, der Staatslehre, der Jurisprudenz, der Ethik und der Theologie. „Wir operiren mit Atomen, obgleich wir wissen, daß unser Atombegriff willkürlich und falsch ist, und, was eben das Merkwürdigste ist, wir operiren glücklich und erfolgreich mit diesem falschen Begriff. Wir rechnen mit dem Unendlich-Kleinen in der Mathematik, obgleich wir wissen, daß Dies ein widerspruchsvoller, also gänzlich falscher Begriff ist. Aber wir wissen auch, daß wir ohne diesen falschen Begriff in der Mathematik überhaupt nicht vorwärts kommen könnten. Wir machen in den verschiedensten Wissenschaften sehr viele be-



wußt falsche Annahmen und rechtfertigen sie damit, daß sie nützlich sind. Auch im praktischen Leben verfahren wir so: die Annahme der Willensfreiheit ist die nothwendige Grundlage unserer sozialen und juristischen Ordnungen; und doch sagt uns unser logisches Gewissen, daß die Annahme der Willensfreiheit ein logischer Nonsens ist. Aber darum geben wir jene Vorstellung doch nicht auf, denn sie ist nützlich,

ja; unentbehrlich. Wie in der Religion bekennen wir eben so: lögnen unhaltbare, ja unbedingt falsche Vorstellungsweisen behalten wir bei, obgleich wir ihre Falschheit durchschauen. Wir behalten sie bei, nicht etwa, weil sie uns lieb sind, nein, weil wir ihre Nützlichkeit und Unentbehrlichkeit zum richtigen Handeln erkennen. Wir kommen im theoretischen, im praktischen und im religiösen Gebiet zum Richtigen mit Hilfe und auf Grundlage des Falschen."

Daß auch unser Kunstgenuß auf bewußt falschen Annahmen beruht, auf bewußten Illusionen, hat schon Konrad Lange in seinem „Wesen der Kunst“ geistvoll und eindringlich nachgewiesen. Meistens, wenn wir solche bewußt falschen Annahmen machen, führen wir sie mit der Wendung ein: „Als ob“. Mit dieser Wendung wollen wir sagen, daß wir eine Sache mit Bewußtsein anders auffassen und behandeln, als sie eigentlich ist, daß wir aber diese bewußt falsche Auffassung für den gegebenen Zweck als nützlich und nothwendig betrachten.

All Dies wird prinzipiell und allgemein erörtert in der „Philosophie des Als Ob“. Nach einer allgemeinen Einleitung, in welcher solche bewußt falsche Annahmen als Produkte der zweckthätig wirkenden organischen Funktion des Denkens, als deren „Kunstgriffe“ nachgewiesen werden, giebt der erste Theil die „Prinzipielle Grundlegung“ der Theorie der Fiktionen. Diese werden im ersten Abschnitt aufgezählt und eingetheilt in folgende achtzehn Gruppen: 1. künstliche Klassifikation, 2. abstraktive Fiktionen, 3. schematische, paradigmatische, utopistische, typische, 4. symbolische, analogische, 5. juristische, 6. personifikative, 7. summatorische, 8. heuristische, 9. praktisch-ethische, 10. mathematische Fiktionen; 11. die Methode der abstrakten Verallgemeinerung, 12. die Methode der unberechtigten Uebertragung, 13. der Begriff des Unendlichen, 14. die Materie und die sinnliche Vorstellungswelt, 15. das Atom, 16. die Fiktionen der Mechanik und der mathematischen Physik, 17. das Ding an sich, 18. das Absolute. Ein zweiter Abschnitt giebt dann eine allgemeine Theorie der Fiktionen im Unterschied von den Hypothesen, von denen sie scharf zu trennen sind, giebt eine eingehende sprachliche Analyse des „als ob“, der eigenthümlichen Partikelverbindung, die das Kennzeichen aller Fiktionen ist, und stellt zum Schluß das Gesetz auf, nach welchem Dogmen, Hypothesen und Fiktionen sich eventuell in einander verwandeln („das Gesetz der Ideenverschiebung“). Ein dritter Abschnitt giebt Beiträge zur Geschichte der Fiktion und ihrer Theorie vom Alterthum bis zur Neuzeit, besonders bei Kant, Maimon, Herbart, Locke. Ein vierter Abschnitt zieht die erkenntnistheoretischen Folgerungen und weist die Ka-

tegorien (Substanz, Kausalität, Kraft und so weiter) als bloße analogische Fiktionen auf.

Der zweite Theil giebt „Spezielle Ausführungen“: über Adams Smiths nationalökonomische Methode, über Bentham's staatswissenschaftliches Verfahren, die fingirte Statue Condillacs, die Fiktion der Kraft, Materie und Materialismus als Hilfsvorstellungen, die abstrakten und die allgemeinen Begriffe als Fiktionen, Naturkräfte und Naturgesetze als Fiktionen, die Atomistik als Fiktion, die Fiktion des reinen, absoluten Raumes, Fläche, Linie, Punkt als Fiktionen, die Fiktion des Unendlich-Kleinen, die Geschichte der Infinitesimal-Fiktion, das fiktive Urtheil.

Der dritte Theil giebt dann „Historische Bestätigungen“. Den größten Raum nimmt der Nachweis ein, in welchem Sinn und in welchem Umfang sich Kant der „Als-Ob-Betrachtung“ bediene. Hier zeigt sich, daß es bei Kant in einem bisher ungeahnten Maße der Fall ist und daß er vor Allem seine berühmten drei Ideen, Gott, Freiheit und Unsterblichkeit, nur als „heuristische Fiktionen“ gemeint wissen will. An diese Ideen „glauben“, ist ihm: es so betrachten und vor Allem so handeln, als ob es einen Gott, als ob es eine Unsterblichkeit gäbe. Man hat Kants Ideenlehre traditionell so ausgelegt, daß Kant die Realität dieser Ideen auf Grund seiner praktischen Philosophie als Postulate lehre: Kant hat aber nicht ein „daß“ dieser Ideen gelehrt, sondern ein „als ob“. Die falsche realistische Auslegung wird zurückgewiesen. Kant selbst hat gewußt, daß man seine Ideenlehre falsch verstehen werde; er hat selbst gesagt: „Ich bin mit meinen Schriften um ein Jahrhundert zu früh gekommen; nach hundert Jahren wird man sie erst recht verstehen“. Diese Zeit ist jetzt gekommen. Nur Einer hat in Kants Zeit den Weisen von Königsberg richtig verstanden: Forberg, der vergessene Urheber des sichtlichen Atheismusstreites. Diesem Mann und seiner „Religion des Als Ob“ ist ein ausführlicher Abschnitt gewidmet; eben so dem Verfasser der „Geschichte des Materialismus“, F. A. Lange, und seinem damit identischen, aber bisher ganz verkannten „Standpunkt des Ideals“. In einem Nachtrag wird noch die nach der Abfassung dieses Werkes hervorgetretene Lehre Niezhjes vom bewußt gewollten Schein, seine Lehre vom „Willen zum Schein“ erörtert, deren nahe Verwandtschaft mit den Grundgedanken der „Philosophie des Als Ob“ um so auffallender ist, als beide ganz unabhängig von einander sind.

Das „Vorwort des Herausgebers“ habe ich mit den Worten geschlossen: „So, wie es nun ist, mag das Werk Manchem das lösende Wort in quälenden Problemen bringen, manch Anderen aus dogmatischer Ruhe in neue Zweifel stürzen, bei Vielen Anstoß erregen, aber hoffentlich auch Einigen neue Anstöße geben“. So viel ich bis jetzt merke, werden diese Erwartungen in Erfüllung gehen.

Halle a. S.

Professor Dr. Hans Vaihinger.

**Menschenreform und Bodenreform.** Zweite Auflage, neu bearbeitet und vermehrt. Felix Dietrich in Gaußsch bei Leipzig.

Der englische Forscher Francis Galton war der Erste, der in seiner „Berebelungslehre“ (Eugenics) die Grundlagen und Gesetze einer Rassenhygiene darstellte. Der Einführung in diese Lehre und ihrem weiteren Ausbau in einer allen modernen Kulturverhältnissen Rechnung tragenden Rassenhygiene ist meine Schrift gewidmet. Die „Menschenreform“ ist zur „Bodenreform“ in Beziehung gesetzt und zu zeigen versucht worden, daß eine Reform die andere bedingt, daß eine ohne die andere nicht an ein nützlichcs Ziel geführt werden kann. Die malthusianischen Versuche, die Volksvermehrung aufzuhalten, nützen überall nur den gewöhnlicheren und brutaleren Naturen, die sich an den Malthusianismus nicht lehren, während die gewissenhafteren und feiner fühlenden, also die höher veranlagten Naturen, die seiner Lehre folgen, sich damit auf den Aussterbeetat bringen und den Anderen das Feld zur Brutalisierung und Herunterzüchtung des Volkes überlassen.

Heinrich Driesmanß.

„Ostdeutscher Almanach 1911.“ E. Simon in Posen.

Wie die ostdeutsche Ausstellung ein Bild von der Entwicklung der Industrie und der Landwirtschaft sein will, so versucht der Ostdeutsche Almanach, einen Rundblick über die künstlerischen und literarischen Kräfte der Ostmark zu geben. Wurde von der ostdeutschen Ausstellung die westliche Industrie ängstlich verbannt, aus Furcht, sie könnte die östliche Industrie allzu leicht in den Hintergrund rücken, so vermieden wir, den Dichtern und Künstlern des deutschen Westens und Südens Raum zu geben, nicht, weil uns vor ihnen bang war, sondern, um zu zeigen, daß wir den Wettstreit auf rein geistigem Gebiet durchaus nicht zu scheuen brauchen. Das Bild ist nicht vollkommen; die Zeit war zu kurz, der Raum zu karg bemessen, das Mißtrauen der ostdeutschen Dichter und Künstler zu groß. Und mit Recht. Der Osten hat keinen Verlag von weitem Ruf. Drucker und Verleger mußten erst erzogen werden. Daß sich der Almanach an äußerer Gestalt mit seinen großen Vorgängern messen kann, ist zunächst den Professoren Eislarz, der die Buchausstattung besorgte und Umschlag und Titelblatt zeichnete, und Raemmerer zu danken. Für den Inhalt bürgen die Namen der Mitarbeiter. Der erste Versuch, in einem Almanach Ostdeutschlands Kunstwelt zu einen, gelang so gut, daß der Almanach einen Nachfolger erhalten soll; vielleicht als ständiges Organ einer Gemeinschaft, die Ostdeutschlands Gelehrte, Dichter, Künstler und Kunstfreunde zu dauernder gemeinsamer Arbeit bindet, ohne sie von dem Kunstleben in anderen Theilen des Reiches abzuschließen.

Ober-Schreiberhau.

Karl Wilczynski.

**Reuter-Kalender** auf das Jahr 1911. Mit zahlreichen Bildern und Faksimiles. Dieterichs Verlag in Leipzig. 1 Mark.

Fünftermal ist jetzt dieses Reuterbuch erschienen; diesmal als Andenken an die Hundertjahr-Ausstellung im Künstler- und Abgeordnetenhaus von Berlin und im Hinblick auf die Enthüllung des Reuterdenkmal in Stavenhagen. Gleich vorn eine Doppeltafel mit der seltenen Ansicht der Vaterstadt unseres volksthümlichsten Dialektdichters; er selbst schaut, mit Lorber gekrönt, aus den Wolken hinab. Unter den zweiundzwanzig bisher ungedruckten Briefen ragen zwei an stavenhagener Personen hervor: die gemüthvollen Zeilen nach dem Tode des Apothekers Dr. Grißow, Nachfolgers vom Rathsherrn Herse, und die treuherzigen an Bürgermeister von Bälow, Amtsnachfolger seines Vaters, mit dem warmen poetischen Glückwunsch an einen Jubilar, den Stadtsprecher Rißch. Ein Lebensbild aus des Humoristen Jugendzeit tritt uns entgegen in dem wackeren Rektor Schäfer mit dem Stundenplan und den pädagogischen Bemerkungen, die noch heute Beachtung verdienen. Die Gesichtszüge des würdigen Scholarchen und das bescheidene Schulhaus neben der Kirche und Kantorgasse betrachtet man gewiß mit Interesse. Zwei Handschriftenproben aus „Festunglib“ und „Stromtid“ erfreuen den Autographenliebhaber. Das Kapitel „Vor vierzig Jahren“ zeigt Reuters Btheiligung an Lipperheides Liedern zu Schuh und Truh mit der zum ersten Mal veröffentlichten Korrespondenz, worin es heißt: „Ich werde das Buch als einen Merk- und Denkstein bewahren, daß in so großer Zeit nicht bloß die Heldenthaten unserer Krieger glänzend gewesen sind, sondern auch die Mühen und Arbeiten des patriotischen Bürgers.“ Als Ergänzung zu den im vorigen Jahrgang mitgetheilten Beziehungen des großen Medlenburgers zu Hamburg und Bremen finden wir nun den Kreis der sübischen Freunde Reuters. Professor Dr. K a r l T h e o d o r G a e d e r h.

**Die bunte Kuh.** Roman von Rudolf Presber. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Berlin.

Um Versuchen, humoristische Wirkungen im Rahmen des Romans zu erzielen, hat es uns in Deutschland noch niemals gefehlt. Aber es scheint, als sei der deutsche Geist diesen Versuchen nicht eben günstig. Die Zahl der humoristischen Romane ist überaus gering: und insbesondere die Gegenwart gehört zu den humorlosesten Zeiten der Weltgeschichte, was sicher mit dem in der heutigen Literatur überwiegenden Aesthetizismus und Snobismus zusammenhängt. Unter diesen Umständen wirkt Presbers Buch doppelt erfreulich; hier ist nichts Erkünsteltes, Gequältes und Snobistisches, hier ist Alles Gesundheit und Fülle, Heiterkeit und Natur. „Die bunte Kuh“ ist die Stadt Berlin. In diesem Rahmen spielen sich die Schicksale einer nicht übermäßig großen Gruppe von Menschen ab, die Presber aus dem Reichthum einer erlesenen Phantasie und eines liebevollen Herzens geschaffen hat. Die Meisten sind Süddeutsche; nur ein Oberflächenbetrachter

könnte aus diesem Buche einen Hymnus auf die süddeutsche Gemüthlichkeit herauslesen. In Wirklichkeit ist die „Bunte Ruh“ etwas ganz Anderes. Sie ist ein Weltbild, ein Lebensbekenntniß, eine Philosophie; aber keine schwere, mit Erz gepanzerte Schulphilosophie, sondern das anmuthig heitere Erzeugniß eines überlegenen und doch unendlich gültigen und verständnißvollen Geistes. Der Typus des humoristischen Romans ist kaum jemals mit solcher Reinheit und Unbefangtheit durchgeführt wie hier: in der so richtigen, aber zugleich außerordentlich seltenen Erkenntniß, daß der Humor als solcher ausreichende künstlerische Werthe und Potenzen in sich birgt, um auch den tiefsten Lebensfragen gerecht zu werden, hat Presbber auf alles Beiwerk und alles störende Nebeneinander verzichtet, im Gegensatz zu den meisten Autoren, die es für nöthig halten, jeder humoristischen Entwicklung sofort ein möglichst tief sinnig seriöses Gegengewicht, etwa eine tragisch bewegte Nebenhandlung, zu geben. Presbber hat, im Bewußtsein gereifter Kraft, gewagt, alle pathetischen Register ungerührt zu lassen und uns ganz und gar in ein heiteres Behagen, in eine durch nichts gestörte lächelnde Träumerei einzuwiegen. Hier finden wir keine unglückliche Liebe, keine leidenschaftlichen Accente, und nur wer absolut auf Ideen und Probleme eingeschworen ist, wird eine solche in der psychischen Entwicklung des jungen Wolfgang Schläuter finden, der nach Berlin kommt und dort Dramatiker und glücklicher Familienvater wird. Aber mit wie viel liebenswürdiger und höchst unpathetischer Schelmerei wird diese Entwicklung dargestellt! Dieser brave Junge ist nämlich, Gott sei Dank, keiner von den modernen Jünglingen, die sich mit gerunzelter Stirn durch vierundachtzig Verwerflichkeiten und unablässige pathologische Selbstbespielungen zu ihrer Individualität hindurchfinden; er ist, Gott sei abermals Dank, nicht einmal bedeutend, sondern einfach ein sehr guter und lieber Kerl. Und die Anderen alle! Harmlose, kreuzbrave Menschen von einer liebenswürdigen, unwiderstehlichen Komik. Man muß ihnen von Herzen gut sein, diesen prächtigen Käuzen, die so schlecht in die Bunte Ruh, die Stadt des Schwindels und der Gaunerei, hineinpaffen und von literarischen Cliques, von Auskunfts-Bureaus, Geisterbeschwörern und allen möglichen anderen Größen gründlich ausgebeutet werden. Höchst amuzant ist die Darstellung der „Fackelträger“, eines literarischen Klubs größenwahnsinniger und schwindelhafter Aestheten; nicht minder die anmuthigen Bilder aus dem Leben und Treiben der Spiritisten. Aber der Reiz des Buches liegt nicht in dieser oder jener Figur, nicht in dieser oder jener Begebenheit: er liegt in dem Geiste des Dichters, der über all diesen bunten Bildern schwebt und sie zu einer harmonischen Einheit zu verbinden weiß. Der Geist einer heiteren, freien und lächelnden Menschenliebe, der die Relativität aller irdischen Ziele und Bestrebungen erkennt, der die Thorheiten und Schwächen der Menschen mit gutmüthigem Spott übergießt und doch den Glauben an die Reinheit und die Güte des menschlichen Herzens als ein heiliges Besitzthum festhält.

Lichterfelde, Herbert Stegmann,

## Staatslotterien.

Deutschland hat wieder einmal Gelegenheit, sich über das Lotteriespiel moralisch zu entrüsten. Bayern hat mit Preußen einen Lotterievertrag geschlossen. Die preußische Klassenlotterie wird ins blaueißige Königreich offiziell zugelassen, wodurch sich der Nachbar im Süden einen jährlichen „Bonus“ von 2¼ Millionen Mark für den Staatsäckel sichert. Kaum war der Handel perfekt: da wurde ringsum gefragt: „Ist Das moralisch? Darf der Staat aus der Spielsucht für sich Nutzen ziehen? Darf er den Trieb, Vermögen durch Zufall (also ohne Arbeit) zu erwerben, pro fisco ausbeuten?“ Eine schon recht alte Frage. Vor fünfzig Jahren meinten die Regierenden noch, die Lotterie sei eine die Sittlichkeit gefährdende Einrichtung. Damals handelte es sich allerdings zunächst um das Zahlenlotto, das heute noch in Oesterreich und Italien en vogue ist, diese beiden Allirten des Deutschen Reiches aber nicht um ihre Lebenskraft gebracht hat. Beide Länder haben eine aufblühende Wirtschaft. In Oesterreich-Ungarn wird tüchtig gespart (die Erfolge der Postsparkasse sind glaubhafte Belege). Der Spartrieb hat also durch das Umbo und Terno nicht gelitten. Doch die Verdammung des Spieles ist ein Dogma, an das man nicht rühren darf. Manchmal hört man sogar, die Staatslotterie sei mit dem Vorbekwefen auf eine Stufe zu stellen; der Fiskus dürfe aus den „Stätten der Anzucht“ nicht Honig saugen. Ich glaube, man thut gut daran, sich vor Sittlichkeitüberschüssen zu hüten. Die staatliche Klassenlotterie ist über das Stadium keuscher Bedenken wohl schon hinaus.

In Bayern hat man sich bis in unsere Tage gegen die Staatslotterie gesträubt. Dort hat sich die sittliche Atmosphäre am Längsten von modern-wirtschaftlichen Beimischungen frei gehalten. Daß darum in Bayern nicht weniger hitzig gespielt wurde als in anderen Staaten, die trotz der Klassenlotterie nicht zu Grunde gegangen sind, versteht sich am Rande. Der Spieltrieb duckt sich nicht vor einer Polizeischranke. Als man im „Volkshaus“ in der Prannerstraße zu München gesehen hatte, daß der Bruder Preuß an der Staatslotterie und deren „Beliebtigkeit“ im Volk seine helle Freude habe, fing man an, diese bis dahin als schimpflich betrachtete Einrichtung sub specie des Staatshaushaltes anzusehen. Und man fand schätzenswerthe Eigenschaften. Das bayerrische Centrum ließ also den Mantel fallen und schickte ihm die sittsamen Skrupel nach. Man beschloß, die Staatslotterie zu dulden; und war nur zweifelhaft, wie aus der etwas verspäteten Einsicht der fettste Gewinn zu ziehen sei. Allein, mit Württemberg und Baden zusammen (als süddeutsche Klassenlotterie) oder (unter Verleugnung aller partikularistischen Neigungen) im Bunde mit Preußen? Der letzte (beste) Weg wurde gewählt. Preußen hat, dank dem verachteten Spieltrieb, einen nicht zu unterschätzenden Erfolg im reservatereichen Bundesstaat Bayern zu buchen; und die Klassenlotterie wird nun prompt ihre verherende Wirkung auf den vom Lotteriebazillus noch ungeschwächten

Organismus Süddeutschlands üben. Hat das Fehlen einer Staatslotterie bewirkt, daß irgendwo im deutschen Süden weniger gespielt wird als in Mittel- und Norddeutschland? Oder sind die berücksichtigten Serienlosgeellschaften nicht vielmehr zu besonders fruchtbarer Verwerthung ihrer erbaulichen Normen gerade in den Bezirken des Reiches, die keine Staatslotterie haben, gekommen? Alles, was die Feinde der Staatslotterie gegen sie vorbringen, ist richtig; aber zugleich auch Alles falsch. Richtig insofern, als das Spielen um Geld in der That gegen die Regeln eines mönchischen Sittenbogens verstößt. Wie viele Handlungen bleiben aber als einwandfrei bestehen, wenn affektische Gesetze gelten? Der Versuch, die Betheiligung an einer Staatslotterie eben so wie die Bethätigung im verschwiegenen Hinterzimmer des Rouletteklubs einzuschätzen, kann nur mit dem Wunsch, der Moral selbst auf Kosten des Verstandes zu opfern, entschuldigt werden. Die Gefahr des „verbotenen Glücksspiels“, der verderbliche Reiz des grünen Tisches besteht in der unmittelbaren Verbindung zwischen Einsatz und Chance. Und weiter in der intensiven Wirkung des gehäuften Goldes auf die Sinne. Der Spieler handelt im Goldbrausch. Er braucht die ständige Nervenaupeitschung, die ihm die engen Beziehungen zu Chance und Risiko bieten; und das Ende dieses Verhältnisses tritt oft erst mit dem Verlust des Vermögens ein. Damit vergleiche man die Distanz, in welcher der „Spieler“ in einer Klassenlotterie zu seinem „Los“ steht. Er kennt von vorn herein den Umfang des Risikos und die Größe der Gewinnmöglichkeit. Der Staat verspricht ihm nicht mehr, als er gewähren kann. In den amtlichen Lotterienplänen sind Zahl und Größe der Gewinne angegeben. Der Spieler kann also beurtheilen, ob der Einsatz sich lohnt; und er hat bei dieser kombinatorischen Thätigkeit keineswegs die Gefühle, die den Roulettespieler beseelen. Ob wohl Einer der Hunderttausende von Besitzern preussischer Klassenlose schon jemals den verwegenen Gedanken gehabt hat, daß er an sittlicher Empfindung dem Habitué von Monte Carlo ähnelt? Keiner. Würde das Volk an Weisheit gewinnen, wenn man die Staatslotterie beseitigte? Würde sein Vermögen sich mehren? Im Deutschen Reich werden Jahr vor Jahr 900 bis 1000 Millionen Mark in die öffentlichen Sparkassen eingezahlt. Die Fähigkeit und die Kraft des Sparens haben also unter der Herrschaft der Klassenlotterie nicht gelitten. Und der „Kleine Mann“, der im Monat eine Mark opfert (daß Einer sich über seine Verhältnisse hinaus in der Klassenlotterie „engagirt“, kommt wohl kaum vor: selbst die kleinsten Bruchtheile der Lose werden oft von mehreren Personen gespielt), hat darum keine geringere Meinung von der „produktiven Arbeit“. Käme er auf den Gedanken, sie zu Gunsten des Lotteriespiels aufzugeben, so würde er einfach verhungern. Man kann die Lotterie als eine Feindin der volkswirtschaftlich anerkannten Arbeit ansehen. Man kann sie aber, mit dem selben Recht, auch als Ausgleich der Mängel im Verhältniß zwischen der produktiven Thätigkeit und deren Ertrag betrachten. Da die allgemeine Auftheilung des Reichthums ja

doch nur ein frommer Wunsch bleiben wird, mag die Lotterie als Bindeglied zwischen Utopie und Möglichkeit dienen. Oder soll nur das Vermögen gelten, das durch Arbeit erworben ist? Wie viel würde dann übrig bleiben? Steht, wer in Weizen, Kaffee, Petroleum, Zucker oder Werthpapieren spekulirt, sittlich höher als der Lotteriespieler? Aber er übt gewisse wirtschaftliche Funktionen aus, die im Lotteriespiel nicht zu finden sind. Schön. Dann beweiße man, daß die Klassenlotterie, die vom Staat gehalten wird, die Oekonomie schädigende Wirkungen hat. Der Börsenspekulant handelt, wenn er seine Thätigkeit nicht gewerbmäßig betreibt, unter anderen Bedingungen als der Teilnehmer an einer öffentlichen Verlosung. Er kennt die Möglichkeiten nicht, die im Bereich der Börse und des von ihm begünstigten Papiers liegen. Er ist ein „Blindspieler“; und diese sklavische Abhängigkeit von der brutalen Gewalt des Zufalles hat etwas Entsetzliches. Noch deutlicher zeigt sich der Unterschied zwischen den genannten beiden Arten von Spielern in den Folgen ihrer auf die Erzielung von Zufallsgewinnen gerichteten Willensakte für den Wirtschaftskörper. Das Börsenspiel kann Konsequenzen von äußerster Schädlichkeit haben, wenn es sich in schroffen Widerspruch zu den glaubhaften Erscheinungen des wirtschaftlichen Lebens stellt. Man braucht nur an die periodisch wiederkehrenden Warnungen vor wilder Effektenpekulation zu erinnern. Von der staatlichen Klassenlotterie hat man noch niemals schlimme Dinge gehört. Daß die Wirtschaft durch sie gefährdet worden sei, ist bis heute noch nicht festgestellt worden.

Niemand (außer den Säulenheiligen) denkt daran, den Börsenspekulanten vor den Folgen einer schlimmen Leidenschaft durch ein Zehntel des Preußischen Klassenlotterie zu bewahren zu wollen. Vergleiche werden dadurch nicht besser, daß man ihnen jeden Zusatz von Vernunft entzieht. Und der Hinweis auf den Börsenjobber ist wohl so ziemlich das dümmste Argument. Die Staatslotterie bleibt in dieser unvollkommenen Welt noch immer das Rationellste. Der Fiskus ist ein ehrlicher Spielhalter, wenn er auch darauf bedacht sein mag, bei den Bedingungen des Spiels nicht zu kurz zu kommen. Das Los einer öffentlichen Klassenlotterie ist kein Werthpapier. Im Vergleich mit den Antheilen an Serienlosengesellschaften könnte man ihm dennoch beinahe die Eigenschaft einer Valeur zusprechen. Der Staat geht energisch gegen die gefährlichen Lotterieunternehmer vor. Die gesetzlichen Bestimmungen gegen die Schädigung des Publikums durch schwindelhafte und unerlaubte Spielunternehmungen sollen verschärft werden. Das preussische Lotteriegesez bestraft auch das Spielen in fremden Staatslotterien. Diese Vorschrift ist natürlich eine rein fiskalische. Der Staat will den Zweck, den er mit der Klassenlotterie verfolgt, nicht durchkreuzt sehen. Er könnte ja einem Privatunternehmer die Konzession ertheilen und sich mit der Pachtsumme begnügen. Solches Verhältniß würde aber dem sittlichen Empfinden noch weniger genügen als das Schauspiel eigener Regie. Wo sich im wirtschaftlichen Leben



ein zu arges Mißverhältniß zwischen der Macht der Produzenten und der Abhängigkeit des Konsums zeigt, wird nach der ordnenden Hand des Staates gerufen. Das öffentliche Monopol wird für das kleinere Uebel unter den Erscheinungsformen ökonomischen Kraftbewußtseins gehalten. Die fiskalische Klassenlotterie gehört zu den Staatsmonopolen und müßte, logischer Weise, als solches die Anerkennung gerade der Leute finden, die in dem Lotteriewesen eine der Sittlichkeit schädliche Einrichtung sehen. Da man es mit einem nothwendigen Uebel zu thun hat, so ist's besser, die Grenzen vom Staat, nicht von einem privaten Unternehmer bestimmen zu lassen. Der Spieltrieb darf vom Fiskus nicht verächtlich gemacht werden; sonst liefert der Monopolinhaber sich selbst den Lotterieseinden ans Messer. Die Macht dieses Naturtriebes ist so groß, daß man den Muth haben darf, seine Berechtigung ehrlich anzuerkennen. Und ist man erst bis zu diesem Grade der Selbstverleugnung gefangt, so ergiebt sich alles Weitere von selbst. Nur die betrügerische Ausbeutung der Spielsucht muß verfolgt und bestraft werden. Und hauptsächlich ist der Kampf gegen die Serienloschändler, die auch in Deutschland hausen (im Ausland ist ihnen an einzelnen Stellen der Boden zu heiß geworden), mit unverminderter Hartnäckigkeit fortzuführen. Daran wird's ja auch wohl nicht fehlen.

Schließlich noch Eins. Denken die Verächter des Spieltriebes und seiner Finanzierung nicht daran, welche Bedeutung man diesem odiosen Sinn für die Förderung der Staatsanleihen beigelegt hat? Unter den vorgeschlagenen Mitteln zur Popularisirung der Deutschen Reichsanleihe war auch ein Lotterieplan. Keine bloße Tilgung durch Auslosung, sondern die Gewährung von Prämien. Und diese Möglichkeit wurde ernsthaft erörtert; von schmähtlicher Verwerthung der Spielsucht hörte man nichts. Die noch vorhandenen Prämienanleihen und alle Prämienlose, die, im Gegensatz zu den Titres der Klassenlotterie, wirkliche Werthpapiere sind, verdanken ihre Entstehung der nüchternen Beurtheilung einer Chance. Diese Losanleihen, deren Zahl sich ständig verringert (ein Umstand, der, trotz der Unsittlichkeit des Spielens, oft mit Bedauern festgestellt worden ist), haben dazu gebient, die Subsidien des Staates zu vermehren. Aber keins der Länder, an die hier zu denken wäre, ist durch die Verbindung von Spielsucht und Finanzgeschäft wirthschaftlich heruntergekommen. Warum soll also die ökonomische Erkenntniß, deren man sich, mit Recht, bei uns rühmt, vor einer Erscheinung Halt machen, die sich schon längst nicht mehr zum Gegenstand moralischer Untersuchungen eignet? Die Empörung über den preussisch-bayerischen Lotterievertrag ist ein Rückfall in vormärzliche Wirthschaftsauffassung. Großen Schaden wird sie freilich nicht stiften. Der Spieltrieb ist zäh und hat allen Ausjätungsversuchen widerstanden. Der Staat aber, dem er Gewinn bringen soll, muß sich im eigensten Interesse hüten, ihn da, wo es dem Herrn Fiskus mal in den Kram paßt, durch Ekelnamen noch mehr in Verruf zu bringen. Labou.

## Ein Sünder, der Buße thut.

Der Zufall fügte, daß wir in Stockholm am Tage der Goldenen Hochzeit des Königspaares anlangten. In der Pension, wohin ein alter Gepäckträger mit seemännischem Aussehen uns geführt hatte, sagte ein rundes, vollwangiges Mädel aus Westgötland uns, wann der Festzug beginnen werde. Aber statt ihn zu betrachten, gingen wir nur auf die Suche nach einem großen Mitbruder in Apollo. Das war ja ungefähr das Selbe; der Unterschied war jedenfalls nicht größer als zwischen Beschützer und Schühling. *Tel maitre tel valet*; „was man bekommt, kriegt man aus Gnade“, schrieb er mir einmal, als er in einer für uns schwierigen Lage uns eine kleine Geldsumme aufzudrängen suchte, die er Jahre lang schuldig geliebt war und die wir, unter diesem Motto, abweisen mußten.

Am dem schönen Junitag leuchtete der Himmel in Blau und Gelb wie eine Riesenslagge in den schwedischen Farben über Gerechten und Ungerechten, über Stadt, Wald und Wasser. Wir waren auf dem äußersten Oestermalm, als wir endlich die gesuchte Nummer an einem der letzten Häuser des Karlaweges fanden, am Ende der Stadt, schon halb auf dem Lande und dicht bei den neuen Kasernen, zu denen es nach Lage und Baustil zu gehören schien. Im vierten Stock lasen wir auf einer Visitenkarte den bekannten Namen und klingelten. Das erste Mal: Alles still und verschlossen; nichts rührte sich drinnen; die elektrische Klingel ertrank in einer unendlichen Leere und Unbeweglichkeit. Das zweite Mal: geschärftes Lauschen meinte, ein saches Tappen zu hören, das sich näherte, verstummte, sich wieder entfernte und verschwand; dann war Alles wieder still, leer und verschlossen, wie vorher. Das dritte Mal: lange Pause; dann gleitet die Thür langsam, lautlos, unmerklich auf; und wir blicken in ein Menschengesicht mit rothfleddiger Nasenspitze, kleinen, zwinkernden, thränenden Augen und dem Ausdruck unendlicher Angst.

Und doch erkannten wir ihn wieder, trotz der Metamorphose. Dagegen wollte er sich durchaus nicht an uns erinnern, beharrte darauf, uns nie gesehen zu haben, hielt sich straff in Haltung und streng im Ausdruck und hatte nicht die geringste Ahnung, wer diese Menschen seien, die bei ihm angeklungen hatten und die er doch gar nicht kenne.

„Du erkennst uns nicht wieder?“

„Nein.“

Ich nannte unsere Namen.

„Ach so“, erwiderte er trocken mit einer schlaffen Handbewegung, die Ueberraschung und konventionell gebotene Wiedersehensfreude andeuten sollte; gesäht wie ein Mann und resignirt wie ein Weiser. Aber seine Miene rebete; wenn sich wirklich so verhalte, dann schreite sein eigenes Fatum und Gottes Strafgericht über die Schwelle. Wenn wir wirklich wir selber waren und so aussahen und nach Stockholm kommen und ihn in seiner Höhle auffuchen konnten.

In die traten wir nun.

„Und er da?“ fragte unser Wirth. „Wer ist er?“

„Unser Sohn.“

„Ach so“, erwiderte er kurz und leise, gefaßt und resignirt, aber diesmal enttäuscht bis in die Tiefe seines Gewissens. Er verließ uns und ging ins Nebenzimmer.

Durch die Thüröffnung sahen wir ihn in der halbdunklen Ecke stehen, doch im Rücken vom Fenster beleuchtet, gerade und unbeweglich, mit erhobenem Kopf und sicherlich mit gefalteten Händen.

Er betete.

So blieb er lange stehen und betete; betete stumm, angestrengt, innerlich. Nach dieser umständlichen Abrechnung mit dem Herrgott kehrte er zu uns zurück, gestärkt vom Gebet, mit wiedergewonnener Ruhe, verklärt-undurchbringlichem Gesichtsausdruck und demuthvoll selbstbewußter Festigkeit. Er wußte, weshalb ich kam (die innere Stimme redete laut davon zu ihm), und hatte einen Feldherrnplan während des Gesprächs mit Gott zurechtgelegt, dem Helfer in der Noth für Alle, die mit dem reinen und ehrlichen Vorsatz von Buße und Besserung und Bekenntniß der Sünden zu ihm kommen.

Das Gespräch beschrieb zuerst den gewöhnlichen Umweg über allerlei mehr oder weniger relative Abiaphora.

Ach so, wir seien auf der Reise nach Riga. „Aber es scheint da etwas bunt zuzugehen, da drüben in Livland.“ Er fühlte uns den Puls. „Ist es nicht ziemlich unsicher, dort Visite zu machen? Da scheint man täglich durcheinander zu erschießen und aufzuhängen!“

„Oh, so grausam gefährlich ist es wohl nicht.“

„Ach so“, versetzte er kurz und enttäuscht, mit einer Geberde, die sagte: Verlassen wir dies Gesprächsthema.

Ach so, wir seien von Paris gekommen. „Ich reise nie mehr ins Ausland; ich bleibe jetzt ganz zu Haus.“ Er tastete sich vorwärts. „Ich habe genug von Europa.“

Da kein Echo nothgedrungenen Einstimmens sich von meiner Seite hören ließ, also der gewünschte Kontakt mit meinen Absichten in dieser Frage ausblieb, unterbrach er sich selbst mit einer kurzen Handbewegung: Verlassen wir auch dieses Gesprächsthema.

Er machte nur noch einen Versuch, das Senfblei in meine Zukunftshoffnungen zu werfen, um dahinter zu kommen, wie tief es bis auf den Grund meines Lebensmuthes sein könne.

„Ich habe noch“, sagte er (halb mit Bitterkeit, daß es nicht mehr sei, halb mit Erkenntlichkeit, daß Gott doch wenigstens so viel bewilligen wolle) „zehn Jahre zu leben; nach den neuesten Berechnungen.“

Diese Mischung von Pathos und Galgenhumor, Wissenschaftlichkeit und Reue erkannten wir wieder, den Tonfall und die Maske.

Ich zog den Judasbrief hervor und reichte ihn ihm, um endlich zu dem Hauptzweck meines Besuches zu kommen.

Er gab sich nicht einmal die Mühe, zu verbergen, daß er auf den

Angriff vorbereitet war und daß er sich deshalb gleich bei unserer Ankunft mit Gott berathen hatte. Er reagierte ohne Verstellung und sträubte sich gegen die Nöthigung, das Schmutzpapier mit seiner Hand zu berühren. „Brauche ich Das zu lesen?“ Dumpf und tonlos fielen die Worte. „Warum soll ich Das lesen?“

Da ich ihm aber den Brief immer noch hinhielt, sagte er ihn endlich vorsichtig und zögernd und warf einen diskreten Blick hinein. Während er las, hatte ich Zeit, ihn und die Umgebung zu betrachten.

Durch die Fenster blickte man auf eine weite Landschaft hinaus, am Horizont begrenzt vom dunklen Rand des Bärtanwaldes. Die Wohnung selbst bestand aus großen Salons für eine Theaterdame, die täglich viel Herrenbesuch empfängt und in der Nacht spielen läßt; das Mobiliar sah aus, als sei es von einem Verkäufer für eine bestimmte Frist geliefert worden. Eins war sicher: daß er hier kein Hausherrnrecht hatte. War er überhaupt hier zu Haus? Er strich herum in den großen, öden Sälen wie ein zufälliger Gast, ein geduldeter Mitbewohner, der am Tage der Abrechnung für alles Mögliche verantwortlich gemacht werden kann. Und wir waren beim Eintritt in den Salon fast von der ängstlichen Vorsicht angesteckt worden, womit er nachschaute, ob keine Spuren der Strafe auf der Diele sichtbar wurden oder ob wir die weißen Sommerüberzüge der Möbel nicht zerfnitterten.

Er sah auch ganz anders aus als in der Zeit, wo wir ihn zuletzt gesehen hatten. Der Bauch hängt dick und lose herab; der Rücken ist rund, die Schultern sind schräg geworden. Die Löwenmähne hat sich auf dem Scheitel arg gelichtet; lange, dünne Strähnen umringen das einst so charakteristische Mongolenantlitz, das jetzt, mit seinem zänkischen, bitteren, galligen Ausdruck eher einem Altweibergezicht ähnelt. Auf den Kleidern sind Fettsflecke, als sei er gewohnt, in der Küche zu essen; und an den Füßen trägt er zu enge und zu kurze schmutzige Damenschuhe aus ehemals weißem Zeug.

Er hatte mit gleichgültiger Miene den Brief wieder gefaltet, in den Umschlag zurückgesteckt und reichte ihn mir mit einer Handbewegung, die Ueberlegenheit markiren sollte. Das da bedeute gar nichts, verdiene überhaupt kaum das flüchtige Interesse, dessen er es gewürdigt habe; diese winzige Sache habe er, der mit Dingen von ganz anderer Bedeutung beschäftigt sei, fast schon vergessen; jetzt solle ich hören, was ihm geschehen sei. In dem früheren geheimnißvollen Ton hub er an; offenbar fühlte er sich in Uebereinstimmung mit Dem, was Gott, der Helfer in der Noth, ihm während des Gebetes eingegeben hatte.

„Kennst Du Galenius?“

„?“

„Kennst Du den Dozenten Galenius nicht, den Irrenarzt?“

„Nein.“

Er sah enttäuscht aus und seine Stimme sank; vor einer unbekanntem Größe konnte ich ja nicht zittern.

„Ja, er war hinter mir her in Lund. Er; und Andere auch.“

Wollte mich untersuchen; ob ich verrückt sei. Verstehst Du? Ich sah, wo sie hinaus wollten; aber ich ließ mir nichts merken. Das war der einzige Ausweg, der mich retten konnte. Ich aß mit ihnen, ich soff mit ihnen, ließ mir nichts merken, ließ sie meinen Schädel messen, regte mich nicht auf, behandelte sie höflich, sah die Fallen, die sie mir stellten, und wich ihnen aus; verkehrte mit ihnen wie mit guten Freunden, gegen die man kein Mißtrauen hat, aß mit ihnen, soff mit ihnen . . .“

Er schwachte und plapperte weiter, aber immer schlaffer, weil er merkte, daß die Geschichte uns nicht interessire. Das war die bekannte Manier; und ich hörte nur mit halbem Ohr auf diese Suada, die ich hundertmal vorher gehört hatte; zuletzt vor fünfzehn Jahren, da er mir wieder die Rolle des Verfolgten und Hilfsuchers spielte und Armenunterstützung, deren er gar nicht bedurfte, bei uns in Friedrichshagen suchte. Ein berliner Bekannter fragte uns später, ob wir auch wüßten, daß der Herr in homosexuellen Versammlungen verkehre. Während er unsere Gastfreundschaft reichlich in Anspruch nahm (inklusive Gratisübersehung und Anbringen seiner Stücke an den Theatern), ging er in Berlin herum und beschuldigte meine Frau, daß sie durch ihre Ränke den Erfolg seiner Stücke hindere.

In Wien hatte die Redaktion einer Zeitschrift mich aufgefordert, ein unheimliches Buch meines Landsmannes und Bruders in Apollo zu rezensiren; aus dem Exemplar, das mir zugesandt wurde, war der Theil, der von „meinem Freund H.“ (wahrscheinlich war ich damit gemeint) handelte, weggerissen. Dies Buch aus der Zeit vor seiner Belehrung zum Katholizismus schilderte Angstempfindungen, die entweder zur Konversion oder zum Wahnsinn führen sollten, und war ein Seitenstück zu den „Kolbottenbriefen“ des norwegischen Bauern, Dialektbichters und Kulturträgers, der in allem Ernst meiner Frau vorwarf, sie habe ihn absichtlich verrückt machen wollen, als sie ihm Lombrosos „Geborenen Verbrecher“ zur Lecture schickte.

Außer den wirklichen Geisteskranken, die ziemlich selten sind, giebt es in der Wahnsinns- und Narrenwelt drei Menschenforten. Die erste besteht aus Denen, die von verbrecherischen Interessen aus eigensüchtigen Gründen unschädlich gemacht werden sollen und die von diesen Interessen durch die Gewalt der Polizei oder das „Recht“ des ärztlichen Zeugnisses oder die Vorsorge der Familie ins Irrenhaus gesperrt werden, weil ihr Wissen oder ihre Zeugenschaft gefährlich werden könnte. Diese Sorte ist in den Irrenhäusern am Meisten vertreten. Die zweite Gruppe besteht aus Denen, die sich geistig krank stellen, ohne jemals eingesperrt zu werden, sintemalen sie mitschuldig sind. Die dritte Kategorie umfaßt Alle, die sich selbst als irrinnig für ihre Handlungen nicht verantwortlich anmelden und sich freiwillig unter ärztliche Beobachtung stellen, um der gerichtlichen Untersuchung wegen strafbarer Handlungen oder Mitwissenschaft zu entgehen.

Ich horchte mit halbem Ohr auf das Geschwäh meines Bruders in Apollo; immer das Selbe, nichts als eingelernte Rolle und mecha-

nisches Auffagen, erstarrter Inhalt in erstarrter Form, immer tonloser, immer schlaffer vor dem mangelnden Interesse des Zuhörers. Er hatte sich mir stets als den Wunderling gezeigt, der „in vollständiger Paralyse enden werde“, vom ersten Tag unserer Bekanntschaft an aber auch das Lebendigste Interesse für meine psychische Beschaffenheit verrathen. Einer seiner am Liebsten angewendeten diplomatischen Kniffe bestand darin, in der ersten Person zu reden und die zweite zu meinen. Und ich sah einen langen, biden, eckelhaften Wurm sich als rothen Faden aus seiner Jahrzehnte alten Suada hervoringeln: von seinen vorbildlichen Kreuzen um die holländische Narrenstadt Gheel (in seiner ersten Korrespondenz mit mir, nachdem er mir zuvor als passende Vorbereitung einige von Voets' spukhaften, vergrübelten Geschichten gesandt hatte) bis zu dem Judasbrief hinab, den ich in der Hand hielt. Er aber schwachte ruhig weiter; und wir sahen nur noch die Reste unseres Gastes aus Friedrichshagen und eines jentilen Schauspielers letzte Rolle vom Sünder, der Buße thut. Wir brachen auf und gingen unseres Weges.

Meudon,

Ola Hansson.



## Der Kriegsherr.

Seit der Entstehung des brandenburgisch-preussischen Heeres ist man gewöhnt, in dem fürstlichen Landesvater nicht nur den nominellen Chef der Armee, sondern auch ihren wirklichen Führer im Kriegsfall zu erblicken. Besonders der „Große Kurfürst“ und Friedrich der Große haben durch ihre Thaten den Glauben an das angeborene Feldherrntalent der Könige so fest im Volksgefühl verankert, daß bis auf den heutigen Tag die Meinung von einem „Oberbefehl“ in unumschränktem thatächlichem Sinn sich erhalten hat. Schon seit den Kriegen Friedrich Wilhelms des Dritten und der von dieser Zeit her datirenden erheblichen Vermehrung der Armeen hat kein Hohenzollernkönig mehr in eigener Person das Schlachtfeld nach ganz selbständigen Entschlüssen beherrscht; die Generalstabschefs und die einzelnen Armeeführer sind an die Stelle der ehemaligen diktatorischen Centralgewalt getreten und

mit unbestrittener Selbständigkeit in die vordere Linie gerückt. Als für Preußen die Epoche anbrach, da drei große Kriege dem politischen Wirrwarr in Mitteleuropa ein Ende machten und das junge Kaiserreich klare Verhältnisse schuf, beherrschte Moltke völlig das Terrain und seine Autorität war bald so unantastbar, daß Wilhelm, der als Vierundsechzigjähriger den Thron bestiegen hatte, dem genialen Mann auf militärischem Gebiete die selbe Freiheit des Handelns ließ, mit der Bismarck in der Politik schalten durfte. Auf beiden Gebieten kam es manchmal zu Meinungskonflikten und besonders am Anfang des Franzosenkrieges war der alte Kaiser anderer Ansicht als Moltke, dessen Willen er schließlich aber respektirte. Fast immer sah man, in Krieg und Frieden, das Bild weiser Zurückhaltung auf dem Hohenzollernthron.

Seit achtunddreißig Jahren ist nun tiefer Friede im Reich. Auf Kaiser Friedrich, der wohl durch die Liebenswürdigkeit seines Auftretens und durch die Männlichkeit seiner Erscheinung die Herzen der ihm unterstellten Truppen an sich zu fesseln wußte, als Heerführer aber keine Autorität hatte, ist Wilhelm der Zweite gefolgt; seinem Befehl gehorcht die stärkste Landmacht der Erde. Seltsame Empfindungen regten sich in den Sommertagen des Jahres 1888 in der Brust der ergrauten Offiziere. Wird der junge Herrscher dem Heer unabsehbare Umwälzungen ersparen? Heute darf man sagen, daß die Besorgniß im Wesentlichen als unbegründet erwiesen ist. Das deutsche Heer ist zu einer im verständigten Sinn modernen Waffe geworden. Der Gedanke aber, daß dieses gewaltige Werkzeug über Kurz oder Lang nach irgendeiner Seite hin Verwendung finden könne, war Allen, die an den ewigen Frieden nicht glauben können noch wollen, nie näher als jezt. Was wird dann werden? Nach der *Ordre de bataille* untersteht dem Kaiser im Kriegsfall das gesammte deutsche Bundesheer. Fraglich bleibt nur, in welchem Umfang der Oberste Kriegsherr von seiner allmächtigen Kompetenz, selbständig anzuordnen und zu leiten, Gebrauch machen wird. Die Frage wird von denen, die es „besonders angeht“, von unseren Generalen, verschieden beantwortet und der Kaiser selbst hat bis jezt vermieden, persönlich auf dies heikle Thema einzugehen. Allgemein aber glaubt man, daß Wilhelm den lebhaften Wunsch hat, sich sehr aktiv an der Kriegsführung zu betheiligen; zu diesem Zweck hat er ja die Werke seines großen Ahnen und Bonapartes eifrig durchforscht. Nicht ohne innere Unruhe wird deshalb in den höheren Regionen des Heeres die Frage erörtert, bis zu welcher Grenze der Kaiser die Selbständigkeit seiner militärischen Berather und der Unterführer achten wird.

Ueber die Kriegskunst aus Büchern zu urtheilen, bleibt immer schwierig. Ganz können wir den toten Buchstaben auch bei einer so praktischen Wissenschaft, wie die Strategie ist, nicht entbehren; die Aufzeichnungen der Helden des Schlachtfeldes bergen ungemein wichtige Lehren und manche Erfahrung, die sie mit blutigem Opfer erkauften, ist an Zeit und Ort nicht gebunden, ist heute noch giltig und kann von den Enkeln nicht mit einem Achselzucken abgethan werden. Wilhelm der Zweite ist ein Verehrer friderizianischer Taktik und Döberitz hat ihm manchmal Gelegenheit gegeben, sich auf diesem Gebiet zu versuchen. Trotz den modernen Anschauungen aber, denen der Kaiser zuneigt (und die auch in der Art sichtbar werden, wie er im Allgemeinen den Reformvorschlägen der Verantwortlichen zustimmt), ist man im Kreis der schweigsamen Männer, die vielleicht berufen sein werden, als Armeeführer mit über Deutschlands Geschick zu bestimmen, der Meinung, daß der Kaiser wohl geeignet wäre, im Kriegsfall der Centrale vorzustehen, von der aus der Gesamtorganismus des Heeres einheitlich geleitet werden muß, daß aber ein persönliches, unvorhergesehenes Eingreifen, wie es bei der impulsiven Art des Kaisers nicht ausgeschlossen ist, zu Verwirrung, vielleicht zu verhängnißvollen Wendungen führen könne. Darf man dieses gewichtige Bedenken noch länger verschweigen? Ist nicht gerade hier Aufrichtigkeit nationale Pflicht?

Der Deutsche Kaiser gilt als eine durch und durch soldatische Natur, als beherrscht von dem reinen Bestreben, das scharfe Schwert des Reiches nie schartig werden zu lassen. Er empfindet gewiß auch deutlich, was das Heer braucht und nicht entbehren kann. Um aber auf dem Schachbrett „Frankreich“ oder „Rußland“ den Figuren kaltblütig ihre Plätze anzuweisen, um strategische Aufmärsche zu leiten, wie es Altmeister Moltke verstand: dazu gehört schöpferisches Genie, das aus eigener Quelle stets neue Gedanken holt oder überliefertes Wissen der augenblicklichen Lage anzupassen versteht. Bei aller Vielseitigkeit ist der Kaiser keine Natur dieser Art. Daß darf und kann kein Vorwurf sein, da einem Menschen nicht Alles gegeben ist. Auch würde ihm bei der Ueberlastung mit anderen Pflichten die kalte Ruhe fehlen, die nun einmal das Wichtigste im Kampfspiel ist und Dem, der sie besitzt, von vorn herein beträchtliche Chancen sichert. Nervosität, wie man sie dem Kaiser nachsagt, ist schon manchem Heerführer verhängnißvoll geworden. (Napoleon bei Aspern: ein Beispiel, das sich trotz allen Dementis geschichtlicher Forscher erhält.) Als sich während der Verbrüderungsfeste von Kronstadt und Toulon düstere Wolken am Horizont zu-



sammenballten, soll der Kaiser im Kreise seiner Vertrauten die Kriegsmöglichkeit besprochen und gesagt haben, daß er selbst die Führung gegen Frankreich, „Y“ aber die gegen Rußland übernehmen werde. (Y steht hier statt eines Namens, an den sich große Erwartungen nicht knüpfen konnten.) Doch der lange Weg von den Privatgemächern des Herrschers bis in die Öffentlichkeit geht über viele Hintertreppen; an der Richtigkeit dieser Äußerung darf also wohl gedreht und gedeutelt werden, obgleich es sich um ein Kaiserwort handelt. Etwas Wahres mag aber daran sein; der Kaiser hatte ja lange den Wunsch, das Wichtigste, auch in der Politik, selbst zu machen. Während aber durch behutsame Diplomatie manche Uebereilung wieder ins richtige Gleis gebracht werden kann, lauert im Feldzug hinter jedem Versehen eine Katastrophe. Seitdem ist manches Jahr verstrichen und jetzt denkt man über diese Dinge wohl ganz anders, auch „an Allerhöchster Stelle“.

Welche Männer könnten nun wohl berufen sein, im Krieg eine Armee zu führen oder (was vielleicht noch wichtiger ist) in unmittelbarer Nähe des Kaisers zu weilen? Keiner kann die Frage präzise beantworten. Groß wird aber die Zahl der als berufen Anerkannten nicht sein, denn die lange Friedenszeit ließ den Einzelnen nicht oft hervortreten, die Schablone des Gamaschendienstes die Kriegertalente kaum durchschimmern. Von denen, die in der vordersten Reihe stehen, ist der Chef des Großen Generalstabes zuerst zu nennen. Name ist Schall und Rauch. Doch die Annahme, die Ernennung eines Moltke sei mehr dem Streben nach Auffrischung alter Tradition als einem glücklichen Griff zu danken, ist heute als irrig erwiesen. Der vierte Chef unseres Generalstabes hat zwar eine „Hofkarriere“ gemacht, unter der Ägide seines Oheims und gestützt von der besonderen Gunst des Kaisers die Stufenleiter erklimmen; inzwischen aber gezeigt, daß er aus eigener Kraft zu leben vermag. Der Träger des berühmten Namens ist eine bescheidene Natur, ein Mann von ungemeiner Arbeitskraft und (leider auch bei uns selten gewordener) Selbstkritik; er kennt die Grenzen seines Könnens und weiß, wann er den Rath der „Spezialisten“ einholen muß. Wenn Graf Schlieffen gehen wollte oder mußte: welcher Kandidat war diesem kühl überlegenden Kopf vorzuziehen? Graf Haefeler war für das Amt längst zu alt; und auch in rüstigeren Jahren hätte der unermüdete Feldsoldat, den die vierzehnjährige Arbeit in Mex den Franzosen zu einem Schreckbild gemacht hat und der in Frankreich als Teilnehmer am Krieg mit der selben Beklemmung begrüßt worden wäre wie einst der Eindügige vor Rom's Thoren, nicht zur Stubenarbeit getaugt.

Freiherr von der Goltz hatte im Heer großen Anhang; seit den Türkenzügen, den Reden und Artikeln zweifelt auch unter seinen Bewunderern mancher, ob Moltkes ruhiges Gleichmaß in der Großen Bude nicht besser am Platz ist. Daß er nicht allen Wünschen des Kaisers nachgibt und so fest wie sein großer Onkel auf seiner Ueberzeugung steht, kann nicht mehr bestritten werden. In ihm lebt das Bewußtsein der ungeheuren Verantwortlichkeit, die er am Tag einer Mobilmachung auf sich zu nehmen hätte und die auch ein Eingriff des Kriegsherrn nur vergrößern, nicht mindern könnte. Wir dürfen froh sein, daß Herr von Moltke von seiner Krankheit genesen ist und nicht, wie es im Herbst hieß, an den Rücktritt denkt. Der Kaiser vertraut ihm und wird in schwierigen Situationen nicht versuchen, dem bewährten Mann das Konzept zu ändern. Der Chef des Großen Generalstabes muß in kritischen Stunden seinen Willen gegen alle anderen Gewalten durchsetzen. In der Umgebung des Kaisers und unter den Bundesfürsten sind nicht viele Männer von selbsterworbenem militärischen Ansehen. Und den Wunsch, das Schlachtenbild nach seinem persönlichen Man zu gestalten, hat Wilhelm der Zweite (wenn er ihn je gehegt hat) wohl schon lange begraben. Dem jungen Kaiser wurde nachgesagt, sein aus allen Kritiken und Besprechungen hervorleuchtendes Ziel sei, möglichst große Truppenmassen in einer Hand zu sammeln, um dadurch die Stoßkraft zu steigern und die Einheitlichkeit des Handelns zu sichern. Dieser Gedanke, der im Siebenjährigen Kriege Triumphe feierte und auch jetzt noch für besondere Fälle empfehlenswert ist, darf im Allgemeinen nur nach genauester Prüfung aller Umstände zur Geltung kommen. Im Bereich moderner Kriegstaktik und Gefechtsweise verbürgt nur die Selbständigkeit gut erzogener Untersführer den Erfolg. Die Zukunftsschlacht wird meist aus unzähligen Einzelgefechten bestehen, deren Fazit den Gesamterfolg bestimmt. Von den unmöglichen Manöverbildern gewaltiger Reitermassenangriffe hat sachkundige Kritik den Kaiser abgelenkt. Das Heer kennt ihn und er kennt das Heer. Er wird die Entschlußkraft der einzelnen Führer nicht allzu eng einschränken und ihnen den Raum und das Recht zu jeder im Rahmen des Gesamtplanes erreichbaren Initiative gönnen. Er ist kein rascher Jüngling mehr; und die Furcht, in bester Absicht könne er im Krieg den Verantwortlichen seinen Willen aufzwingen, thut dem im Waffenrock Ergrauten, wir dürfen mit Zuversicht hoffen, bitteres Unrecht. \* . \*



# Rennen zu Hoppegarten

Montag, den 2. Oktober,  
nachmittags 1 $\frac{1}{2}$  Uhr,

7 Rennen;

u. a.

## Herzog von Ratibor- Rennen

(Preise 13 000 M.)

## Preis der Mark

(Preise 25 000 M.)

### Preise der Plätze:

Ein Logenplatz I. Reihe . . . . .	Mk. 10,—
do. II. „ . . . . .	„ 9,—
Ein I. Platz Herren . . . . .	„ 9,—
do. Damen . . . . .	„ 6,—
Ein Sattelplatz Herren . . . . .	„ 6,—
do. Damen . . . . .	„ 4,—
Sattelplatz Damen und Herren . . . . .	„ 3,—
Ein dritter Platz . . . . .	„ 1,—



# WELT-DETEKTIV



**Auskunftei PREISS-BERLIN 75** Leipziger Strasse 107 c  
 Nähe Friedrichstr. Tel. 1,3571.

**Beobachtungen, Ermittlungen in allen Vertrauenssachen.**  
 über Vorleben, Lebensweise, Ruf,  
**Heirats-Auskünfte** Charakter, Vermögen, Einkommen,  
 Gesundheit etc. von Personen an  
 allen Plätzen der Erde. Diskrete Geschäfts-Credit-Auskünfte  
 einzeln und im Abonnement. Grösste Inanspruchnahme.

**Beste Bedienung bei solidem Honorar.**

## Schul-Bildung

die an Gymnasien, Realgymnasien, Ober-  
 realschulen, höh. Mädchenschulen, Studien-  
 anstalten, Lehrerinnenseminaren, Lyzeen,  
 Höheren Schulen, Präparandenanstalt., Kon-  
 servatorien etc. etc. bzw. die beim Ein-  
 tritt in die Ausbildung in Mittelschullehrer-  
 Examensschulen, wird, schält man durch die  
**Sehr-Unterrichts-Werke**  
**Methode u. stin**  
 19 Professoren, 5 Direktoren als Mitarbeiter.  
 Glinz, Erfolge. Dankschreiben. Ansichts-  
 sendungen ohne Kaufzwang. Keine Teilzahl.  
**Bonhess & Hachfeld, Verlag, Potsdam**  
 Postfach 22.

## Letzte Neuigkeit: Nietzsches Waffenbruder Erwin Rohde.

Von Baron Ernest Sellière.  
 Eleg. br. M. 3.—. In Originalbd. M. 4.50.  
 Vornehme Einführg. in d. Geistesleben  
 beider Denker!

## Die Philosophie des Imperialismus.

Von E. Sellière.  
 3 Bde. 2. wohlf. Ausg. à M. 3.50. Geb. à M. 5.—.  
 I. Apollo oder Dionysos? Krik Studie über  
 Fr. Nietzsches II. D. demokr. Imperialis-  
 mus: Rousseau, Proudhon, Marx. III. Die  
 Romant. Krankh.: Fourier, Bayle-Stendhal.  
**Ausführl. Prospekt** lib. kultur- u. sitten-  
 gesch. Werke u. Antiquarverzeichn. gr. fro.  
**H. Barsdorf, Berlin W. 30, Aschaffenburgstr. 161.**

## Tenderings Havanna - Zigarren

besten Ersatz für Importen.

	Stück	Nk. 4.50
Kaiserzigarre	50	4.50
Konsul	50	5.50
Jan en Griet	50	6.00
Senator	50	7.50
Prefirida	50	8.00
La Real	50	8.75
Marica	50	9.50
Camilla	50	10.50

Ausführliche Preisliste auf Wunsch.

Nur allein von

## Tenderings Zigarren - Fabriken

Orsoy an der holl. Grenze.

Gegr. 1802.

Nr. 207.

## Liebesglut.

Ein Buch, das Aufsehen erregt und jeden  
 Leser in feberhafte Spannung versetzt.  
 1,20 M. vorher oder Nachnahme.

Nur zu beziehen durch:

Carl Werner, Oranienburg 38, Berlinstr. 51.

Wenn ich Ihnen sage, daß ich im vergangenen Jahr über  
 30 000 (30x1000) Sendungen nach aller Herren Länder expeditierte,  
 so dürfte das der Beweis sein, daß Sie

## echte Straußenfedern

bei mir ganz außerordentlich günstig kaufen. Aus meinen letzten  
 Einkäufen bringe ich jetzt ca. 30 000 prachtvolle echte Straußen-  
 federn, glänzend schwarz und schneeweiß, auf Wunsch in allen  
 Farben, zu nachstehenden extrabilligen Preisen zum Verkauf:  
 10—15 cm breit, 40 cm lg. M. 1.—, 42 cm lg. M. 2.—, 45 cm lg.  
 M. 3.—, 50 cm lg. M. 4.—, 13 cm breit, 45—50 cm lg. M. 6.— bis  
 M. 8.—, 20 cm breit, 60 cm lg. M. 10.—, 25 cm breit M. 20.—, 30 cm  
 breit M. 30.—, Pleureusen, 30—40 cm breit, 30 cm lg. M. 9.—,  
 40 cm lg. M. 18.—, 50 cm lg. M. 25.—, 55 cm lg. M. 48.—, 70 cm lg. M. 60.—, 80 cm lg. M. 80.—,  
 100 cm lg. M. 100.—, Stolen v. Marabu, 2 m lg., 4 fach M. 5.—, 8.50, 12.—, v. Straußfedern  
 M. 14.—, Reiherfedern, echt u. Phantasia, Gestecke, Pompons, Fosen schon v. 50 Pf. an.

Scheffelstraße 23/27.

**Hermann Hesse, Dresden,** Straußfederspezialhaus. Gegr. 1892.  
 Anerkennungen von Fürstlichkeiten und hohen Herrschaften. Illustrierte Preisliste  
 gratis. Auswahlensendungen. Einzelne Federn bis 15 M. in Briefkästchen mit 20 Pf. Porto.



# An der Spitze

aller medizinischen Seifen steht ohne Frage die allein echte

**Streckensperd-  
Teerschwefel-Seife**  
von Bergmann & Co., Kadelburg.

Dieselbe beseitigt unbedingt alle Hautunreinigkeiten und Hautausschläge, wie Akne, Fimpen, Blütchen, Gesichtsröte, à St. 50 Pf. Ferner macht der Cream „Dada“ rote und spröde Haut in einer Nacht weiß und sammetweich. Tube 50 Pf., überall zu haben.

## Privat-Schule. Reform-Gymnasium Zürich

übernimmt die

Vorbereitung von Erwachsenen (auch Damen) fürs Abitur in der Schweiz und in Deutschland, ferner die Vorbereitung fürs Züricher Polytechnikum. Bewegliche Klassen, moderner wissenschaftlicher Unterricht.

==== *Jährlich zirka 40 Abiturienten.* ====

## Deutsche Palästina-Bank.

Auf Grund des von der Zulassungsstelle genehmigten und bei uns erhältlichen Projektes sind

nom. **M. 15 000 000,—** neue Aktien  
der

**Deutschen Palästina-Bank**  
zu Berlin

15 000 Stück zu je 1000 M. No. 5001—20 000

zum Börsenhandel an der Berliner Börse zugelassen worden.

Berlin, im September 1911.

**Deutsche Palästina-Bank.**

**MORPHIUM** HEROIN etc. Entwöhnung  
mildester Art absolut zwang-  
los. Nur 20 Gäste. Geogr. 1899.

**Dr. F. H. Müller's Schloss Rheinblosk, Godesberg a. Rh.**

Vornehm. Sanatorium für Entwöhn-  
kuren, Nerven- u. Schlaflose. Pro-  
spekt frei. Zwanglos Entwöhnen v.

**ALKOHOL**

## Schnarmützeisee-Sanatorium

.... 1 Stunde von Berlin ....

Kuranstalt für die gesamte physikalisch-diätetische Therapie.

==== Radium-, Bade- und Trinkkuren. ====

Licht-, Luft- und Sonnenbäder.

Ruder-, Segel-, Schwimm- und Angelsport.

Bahnstation: Saarow-Pleskow bei  
Fürstenwalde. : : : :  
Telephon: Fürstenwalde 307. : :  
Post: Saarow i. Mark. : : : :



**Dr. HERGENS.**

Prospekte gratis und franko.



# Kalasisiris

D. R. P. Patente aller Kulturstaaen.  
Damen, die sich im Korsett unbequem fühlen, sich aber  
elegant, modgerecht und doch absolut gesund kleiden  
wollen, tragen „Kalasisiris“. Sofortiges Wohlbefinden,  
Grösste Leichtigkeit u. Bequemlichkeit. Kein Hochrücken,  
Vorrügl. Halt im Rücken. Natürl. Geradehalter. Völlig  
freie Atmung und Bewegung. Elegante, schlankte Figur.  
Für jeden Sport geeignet. Für leidende und korpulente  
Damen Special-Façons. Illustr. Broschüre und Auskunft  
kostenlos von „Kalasisiris“ G. m. b. H., Bonn 3

Fabrik und Verkaufsstelle: Bonn a. Rhein. Fernsprecher Nr. 302.

Kalasisiris-Spezialgeschäft: Frankfurt a. M., Grosse Bockenheimerstr. 17. Fernspr. Nr. 9154

Kalasisiris-Spezialgeschäft: Berlin W. 62, Kleiststr. 26. Fernsprecher SA, 19173.

Kalasisiris-Spezialgeschäft: Berlin SW. 19, Leipzigerstr. 71/72, Fernsprecher I, 8300.

**Dr. Möller's Sanatorium** **Diätet. Kuren** **Herrliche Lage.**  
**Dresden-Loschwitz.** **nach Schroth** **Wirks. Heilverf.**  
**chron. Krankh.**  
Prosp. u. Brosch. frei.

## Sichere Kapitalsanlage bei hoher Verzinsung.

Von angesehenem mit ausserordentlichem Erfolge arbeitendem Unter-  
nehmen, welches über ein bedeutendes Gesellschaftskapital verfügt und  
bisher jährlich

### 12 Prozent Dividende

verteilt hat, sind Geschäftsanteile zum Kurse von 140 % abzugeben. Das  
Kapital ist durch Grundbesitz gesichert. — Die Gesellschafter sowie die  
Mitglieder des Aufsichtsrats gehören ersten kapitalkräftigen Kreisen an und  
geben durch ihre Namen und Stellungen eine Gewähr für die Güte der  
Gesellschaft. Genaue Auskunft unter **H. U. 313** an den Invalidendank,  
Berlin W. 8, Leipzigerstr. 22.